

# Lehre und Wehre.

Jahrgang 42.

December 1896.

No. 12.

## Lourdes.

### Ein Beitrag zur Charakteristik der heutigen Pabstkirche.

Auch in den Vereinigten Staaten sind wir in der Lage, auf Schritt und Tritt gegen Rom kämpfen zu müssen. Um dies recht thun zu können, ist es nöthig, sich immer wieder Roms Lehre und Praxis zu vergegenwärtigen. So nur werden wir recht im Stande sein, den einzelnen Seelen, welche sich aus dem Pabstthum an uns um Unterricht wenden oder im Verkehr unsern Weg kreuzen, durch Gottes Gnade kundige Führer zu dem Licht des Evangeliums zu werden.

Ein charakteristisches Stück der papistischen Lehre und Praxis ist der Mariencultus mit seinem Anhang von Marienwallfahrten und Marienwundern. Die Pabstkirche gerade unserer Zeit entwickelt sich auch äußerlich immer mehr in der Richtung des Mariendienstes. Der gegenwärtige Pabst hat bei verschiedenen Gelegenheiten seinen „treuen Kindern“ eingeschärft, daß die Hoffnung der Kirche auf der Maria stehe, und zu treuer Marienverehrung ermahnt.

Unter den vielen Orten, an welchen in Folge angeblicher Erscheinungen der Maria die Marienverehrung in schauerlich großem Maßstabe getrieben wird, dürfte Lourdes in Südfrankreich noch immer der „berühmteste“ sein. Auch aus America haben sich größere und kleinere Pilgerzüge nach Lourdes gewendet, und wunderthätiges Lourdes-Wasser wird auch nach America versandt. Ueber Lourdes wollen wir daher im Folgenden eingehendere Mittheilungen machen. Wir entnehmen dieselben einem Artikel der „Neuen Kirchlichen Zeitschrift“ (herausgegeben von Prof. Gustav Holzhauser in München). Der Artikel, von Dekan Gustav Braun in Uffenheim verfaßt, beruht auf einem genauen Studium der einschlägigen, zumeist papistischen, Literatur. Wir citiren mit einigen Auslassungen.

In Lourdes, einem weltentlegenen Städtchen von 4—5000 Einwohnern, am östlichen Fuß der Pyrenäen, an dem wildrauschenden Bergbach

Gave, lebte ein armer Müller, Namens Soubirous. Seine älteste Tochter hieß Maria Bernard, genannt Bernadette, geboren 1844. Ihre Kindheit verbrachte sie in dem noch abgelegeneren, nur 400 Seelen großen Ort Bartrès bei einer gewissen Frau Lagües, welche dem armen Soubirous das Kind abnahm. Ihre dortige Erziehung ist sehr wichtig und bezeichnend für die Erklärung des Folgenden. Sie wuchs nur langsam und war immer krank; sie litt von frühe an nervösem Asthma, ist überhaupt ihr ganzes Leben kränklich, schwächlich, klein, zurückgeblieben an Geist und Körper gewesen. Sie besuchte nie die Schule und im Alter von zwölf Jahren konnte sie weder lesen, noch schreiben, war im Uebrigen gut und sanft und unverdorben. Man hatte große Mühe, ihr den Rosenkranz beizubringen. Aber als sie ihn wußte, sagte sie ihn beständig her; auch bei ihren Schafen, denn Viehhüten war ihre einzige Beschäftigung, traf man sie nur mit dem Rosenkranz in der Hand, denselben auf und ab betend; das war alles, was sie wußte. Ihre Pflegemutter hatte einen Bruder, welcher Priester war und manchmal wunderbare Geschichten vorlas von heiligen Männern und Frauen, von Erscheinungen des Paradieses auf Erden, während der halbgeöffnete Himmel den Glanz der Engel wahrnehmen ließ. In den Büchern waren auch Bilder. Bernadette zog die Bücher vor, in denen die heilige Jungfrau mit ihrem wohlwollenden Lächeln vorkam. War ihre Einbildungskraft erregt, so kostete es sie Mühe, einzuschlafen, besonders wenn Hexengeschichten erzählt wurden. Das ganze Volk dort war sehr abergläubisch. Ueberall sollte es spuken; Wehrwölfe, Zauberei, Gespenster und Hexen erfüllten die Phantasie der Leute und auch der kleinen Bernadette. Mit vierzehn Jahren sollte diese auf die erste Communion vorbereitet werden. Der Abbé Alder von Bartrès hatte sie besonders lieb wegen ihrer Frömmigkeit und kindlichen Unschuld. Er soll gesagt haben, er könne sie nicht ansehen, ohne an die Kinder von Salette (bei Grenoble) zu denken. Von diesen Kindern Melanie und Maximin erzählte der Abbé in der Spinnstube, in der Kirche, wie der Schäferin Melanie vor zwölf Jahren (16. September 1846) die heilige Jungfrau erschienen sei, um ihr ein großes Geheimniß anzuvertrauen, und wie aus den Thränen der heiligen Jungfrau eine Quelle entstanden sei, welche seitdem Krankheiten heile, während das Geheimniß auf einem verschlossenen Pergament in Rom ruhe. Die heilige Jungfrau soll im Patois<sup>1)</sup> mit den Kindern geredet haben. Diese Geschichte hörte Bernadette voll Begierde, hegte und bewegte sie in ihrem Herzen, und ich glaube, wir werden in dem Späteren die Frucht erkennen von dem, was hier gesäet wurde. So war sie vierzehn Jahre alt geworden und hatte die erste Communion noch nicht empfangen. Sie hatte schwärmerische Augen; das wird von allen Schriftstellern besonders hervorgehoben. Außerdem war sie ein gewöhnliches, kleines, körperlich unent-

1) In der Mundart der Bauern.



wickeltes Mädchen, sehr unwissend und einfältig. Mit vierzehn Jahren kam sie wieder nach Lourdes ins Elternhaus zurück.

Am Donnerstag, den 11. Februar 1858, schickte die Mutter ihre zweite Tochter in den Wald, um Holz zu sammeln; Bernadette, die ältere Schwester, und noch eine Freundin begleiteten sie. Diese drei gingen das Ufer des Gave hinauf und kamen so ins Dickicht des Waldes, einem hohen Felsen, Massabielle genannt, gegenüber. Es war ein wilder Ort, wo oft die Hirten mit ihren Heerden bei plötzlichen Regengüssen Schutz suchten. Am Fuß dieses Felsens, unter Himbeersträuchern und wilden Rosen verborgen, befand sich eine sehr tiefe Grotte. Die beiden Gefährtinnen wateten durch den Mühlcanal, weil sie jenseits trockenes Holz sahen; Bernadette, die nicht so schnell gehen konnte, wollte folgen und war eben im Begriff, Schuhe und Strümpfe auszuziehen; da bemächtigte sich ihrer — in Lourdes schlug es gerade zwölf Uhr — eine große Aufregung. Es brauste ihr so betäubend in den Ohren, daß sie einen Sturm zu hören glaubte; aber siehe: kein Blatt regte sich. Dann kam das Sausen über ihre Augen; sie sah die Bäume nicht mehr, sie war geblendet wie von einem weißen Schein, wie von einem grellen Licht, das sich oberhalb der Grotte an den Felsen zu drücken schien. Dann wurden nach und nach gewisse Umrisse sichtbar; sie glaubte, eine Gestalt zu erkennen, die in dem grellen Licht ganz weiß aussah. Aus Furcht, es könnte der Teufel sein, hatte sie sofort angefangen, den Rosenkranz zu beten. Nach den katholischen Schriftstellern soll gleich bei dieser ersten Erscheinung die volle Gestalt der heiligen Jungfrau hervorgetreten sein. „Es war“, heißt es da, „nichts Unbestimmtes und Nebelhaftes in dieser himmlischen Erscheinung, sie hatte nicht die unbestimmten Umrisse eines Trugbilds; es war ein lebendiger Körper“ 2c. Die Gestalt soll auch gelächelt und freundlich begrüßt, Haupt und Hände geneigt und das Zeichen des Kreuzes gemacht haben. Die Erscheinung habe zwanzig Minuten gedauert. Die Erzählung der Kinder erregte sofort Aufsehen und die Eltern verboten deshalb ihrer Tochter, noch einmal an den Felsen zu gehen. Aber den kindlichen Bitten mußte die Mutter nachgeben, und so ging Bernadette mit ihren Freundinnen am Sonntag, den 14. Februar, wieder an dieselbe Stelle vor der Grotte und zwar nahm sie eine Flasche Weihwasser mit, um zu sehen, ob man es vielleicht mit dem Teufel zu thun habe. Bernadette, als sie niederkniete und den Rosenkranz begann, sah wieder die Helligkeit der Gestalt, welche deutlicher hervortrat und lächelte, ohne Furcht vor dem geweihten Wasser. Am Donnerstag, den 18. Februar, ging sie wieder hin in Begleitung von zwei Frauen. Diesmal hatte die Glanzerscheinung die Gestalt einer Frau von wunderbarer Gestalt und Schönheit angenommen. Ihre Augen waren blau und sehr sanft, der Mund roth und lächelnd, das Gesicht von jugendlicher und mütterlicher Anmuth. Am Rand des Schleiers, der das Haupt bedeckte und bis auf die Knöchel hinabreichte, sah man kaum das herrliche blonde Haar. Das schneeweiße glänzende Gewand mußte von

einem auf der Erde unbekannten Stoff sein, der wie aus Sonnenstrahlen gewoben schien. Der leicht geschlungene Gürtel von der Farbe des Himmels ließ zwei lange fliegende Enden herabhängen. Ihre Hände waren in frommer Andacht vor der Brust gefaltet und an ihnen hing ein Rosenkranz herunter mit milchweißen Perlen und Schnur und Kreuz von Gold. Und auf den nackten Füßen, siehe, da blühten zwei goldene Rosen, das mystische Symbol der unbefleckten Gottesmutter. Wer denkt bei dieser Beschreibung nicht an die Bilder, die Bernadette in den Büchern und Kirchen gesehen hatte? Ja, bei dieser dritten Erscheinung fing die Gestalt auch an zu reden, und zwar geschah es, wie Bernadette später sagte, immer im Patois. Die katholischen Schriftsteller geben an, Bernadette habe diesmal Papier und Feder mitgebracht, damit die wunderbare Frau darauf schreibe. Diese sprach jedoch: „Was ich dir zu sagen habe, brauche ich nicht zu schreiben; erweise mir die Freude, während vierzehn Tagen täglich hierher zu kommen.“ Auf die Zustimmung des Kindes fügte die Gestalt hinzu: „Und ich verspreche dir, dich glücklich zu machen, nicht in dieser Welt, aber im Jenseits.“ Es folgten nun rasch die nächsten Erscheinungen, die vierte am 19., die fünfte am 20. Februar. Bei jener sollen an fünfhundert Personen zugegen gewesen sein, bei dieser schon Tausende, die natürlich von der Erscheinung nichts sahen und hörten, sondern nur die verklärten Züge der Seherin beobachteten. Beidemale soll die Gestalt, von Strahlen umflossen, nur gelächelt und begrüßt haben, ohne ein Wort zu sprechen. Die sechste Erscheinung war am 21. Februar. Bei dieser weinte die Gestalt und sagte: „Betet für die Sünder.“ Am Montag blieb sie aus. Am Dienstag, den 23. Februar, erschien sie wieder und vertraute ihr ein persönliches Geheimniß, das nie bekannt werden durfte. Dann gab sie ihr den Auftrag: „Geh und sage den Priestern, daß hier eine Kapelle gebaut werden muß und daß man in Procession hieherziehe.“ Bernadette begab sich sogleich zum Pfarrer von Lourdes, Abbé Peyramale, und richtete den Auftrag aus. Dieser aber empfing sie kalt, verhörte sie streng und entließ sie mit den Worten: „Ich weiß nicht, wer jene Dame ist, und bevor ich auf ihre Wünsche eingehe, muß ich mich überzeugen, daß sie Ansprüche darauf hat. Bitte sie also, mir einen Beweis ihrer Macht zu geben.“ Als solchen forderte er, daß die Dame den dürrn Rosenstrauch zu ihren Füßen jetzt im Winter grünen und blühen lasse. Als Bernadette bei der nächsten Erscheinung, am 24. Februar, dieses Verlangen vortrug, lächelte die Gestalt nur und murmelte dreimal: „Buße, Buße, Buße“, was das Kind wiederholte, indem es die Erde küßte. Die nächste, die neunte Erscheinung, am 25. Februar, ist besonders wichtig durch die Entstehung der Quelle. Vor dieser Zeit soll in der Grotte nichts von einer Quelle oder sonst von Wasser zu bemerken gewesen sein; nur zur Rechten des Eingangs sickerte bei Regenwetter Wasser herunter; der Hintergrund aber und die ganze linke Seite, heißt es bei den Lourdes-Freunden, war stets trocken. Da sprach nun bei der neunten Erscheinung die Gestalt: „Trinke



aus der Quelle und wasche dich daselbst.“ Bernadette, die keine Quelle sah, wollte zum Gave hinuntereilen; aber die Gestalt sprach: „Gehe nicht dahin, ich habe dir nicht befohlen, am Gave zu trinken; schöpfe vielmehr aus dieser Quelle.“ Damit deutete sie auf die Stelle zur Linken im Hintergrund der Grotte. Als Bernadette dort anfang mit der Hand zu graben, wurde die Vertiefung plötzlich feucht und füllte sich mit Wasser. Es war Anfangs schmutziges Wasser und nur mit Ueberwindung trank sie davon und benetzte ihr Gesicht damit. Die Zuschauer wußten sich die Sache nicht zu deuten. Bald aber lief das Wasser als dünner Faden fort und während Bernadette nach Hause ging, drängte die Menge hinzu, tauchte Tücher in das Wasser, schöpfte es, und je mehr man schöpfte, um so stärker floß die Quelle, bis nach wenigen Tagen das Wasser in der Stärke eines Kinderarmes hell und klar hervorquoll, täglich 122,400 Liter gebend. Auf's neue erschien die Gestalt am 27. und 28. Februar, 1., 2. und 3. März, die Befehle wiederholend und lächelnd das demüthige Mädchen betrachtend, das beständig den Rosenkranz betete und auf den Knien zur Quelle kroch. Bei der fünfzehnten Erscheinung, am 4. März, sollen 20,000 Menschen zugegen gewesen sein. Die Gestalt wiederholte nur die Forderung einer Kapelle und feierlicher Processionen.

Bisher hatte die Gestalt noch nicht ihren Namen genannt. Dies geschah nun bei der 16. Erscheinung am Donnerstag, den 25. März. Bernadette flehte wieder dringend: „O meine liebe Frau, wollen Sie doch die Güte haben und mir sagen, wer Sie sind und wie Sie heißen!“ Und siehe, gerade als man drinnen in Lourdes bei der Messe das „Ave Maria“ betete, sprach die Gestalt: „Ich bin die unbefleckte Empfängniß.“ Und dabei stand sie da, „mit andächtig gefalteten Händen und mit einem von glückseliger Wonne leuchtenden Antlitz, ein strahlendes Bild der verklärten Demuth! Sie öffnete ihre gefalteten Hände und ließ den schönen Rosenkranz auf den rechten Arm hinabgleiten. Dann senkte sie ihre Arme zur Erde nieder, als ob sie der ganzen Welt diese gnadenvollen Hände zeigen wollte“. Jetzt hatte die Erscheinung ihr Werk vollbracht und darum kam sie nur noch zweimal: am 7. April und am 16. Juni. Jene Erscheinung ist bezeichnet durch das „Wunder“, daß Bernadette mehr als eine Viertelstunde lang ihre Hand über eine brennende Kerze hielt, ohne Schmerzen zu fühlen und ohne eine Brandwunde zu bekommen. Bei der letzten Erscheinung nahm die Gestalt bloß Abschied ohne Wort mit einem letzten Gruß und Lächeln. Die Grotte war da bereits polizeilich abgesperrt und Bernadette konnte nur in weiter Ferne auf dem entgegengesetzten Ufer des Gave niederknien.

Das waren also im Ganzen 18 Erscheinungen. Seitdem hat sich die himmlische Jungfrau dort nicht wieder gezeigt.

In Lourdes und Umgegend entstand bald eine große Aufregung. Für und wider stritt man; aber das Für behielt die Oberhand, namentlich als bald auch Wunder sich einstellten. Das erste geschah gleich nach der 9. Er-

scheinung. In Lourdes war nämlich ein Steinbrecher Bouriette, der das Licht des rechten Auges fast ganz verloren hatte trotz ärztlicher Behandlung. Sobald der von der Quelle hörte, ließ er sich Wasser bringen, das noch ganz schlammig war, und wusch sein Auge damit und siehe, plötzlich konnte er wieder sehen! Nur noch ein leichter Nebel war vorhanden, der bei fortgesetztem Beten und Waschen ebenfalls verschwand; er war vollkommen geheilt! Gleichzeitig geschahen noch andere, immer größere und außerordentlichere Wunder. Mit Dankgesängen umlagerte man die Grotte und beleuchtete sie mit Kerzen; Schaaren von Gläubigen kamen von allen Seiten herbei. Man erinnerte sich, daß ein Schäfer vorausgesagt habe, bei dem Felsen von Massabielle würden sich noch große Dinge begeben. Kinder geriethen in Verückung, ein Wahnsinnsrausch schien die ganze Gegend erfaßt zu haben. Man suchte Bernadette auf, fragte sie aus, bestürmte sie mit Anliegen und Bitten. Schluchzen ertönte und ein Fanatismus bemächtigte sich der Seelen, wenn Bernadette vor der Grotte niederkniete, in einer Hand die brennende Kerze, in der andern den Rosenkranz. Man sah sie dann in der Ekstase sehr blaß werden, sehr schön und wie verklärt. Langsam kam Leben in ihre Züge; diese nahmen einen Ausdruck von Seligkeit an; die Augen füllten sich mit Glanz, der halbgeöffnete Mund bewegte sich. Ihre ganze Person schien voll Majestät; sie machte hoheitsvolle, ganz langsame Zeichen des Kreuzes, die den Eindruck hervorriefen, als sollten sie den Horizont umfassen. Viele sollen gerade durch diesen Anblick zum Glauben gebracht worden sein. Die benachbarten Thäler, Städte und Dörfer sprachen nur von Bernadette; der Zulauf ward immer größer.

Aber auch der Widerspruch oder, wie man sagt, die Verfolgungen blieben nicht aus. Der Pfarrer von Lourdes, Abbé Peyramale, ein rauher, aber gütiger und energischer Mann, weigerte sich, an die Geschichte des Kindes, das er noch gar nicht in der Christenlehre gesehen hatte, zu glauben. In der Folge wurde er freilich umgestimmt; aber klug und zurückhaltend wartete er die Entscheidung des Bischofs ab. Nicht so die weltliche Gewalt. Der Polizeicommissär ließ das Kind verhaften und wiederholt verhören. Bernadette blieb bei allen Verhören bei ein und derselben Aussage. Als der Zulauf und die Aufregung immer ärger wurde, ließ der Präfect auf Befehl des Ministers die Zugänge zur Grotte militärisch besetzen, den Besuch des Ortes verbieten, einen Zaun aus starken Pfählen herummachen. Es half alles nichts. Als der Präfect die Grotte, in welche bereits alle möglichen Dinge geworfen waren, ausräumen ließ, konnte der Commissär erst gegen Abend ein Mädchen finden, das ihm einen Karren dazu vermietete; siehe, zwei Stunden später fiel dieses Mädchen und brach sich eine Rippe entzwei. Ein Mann hatte eine Art dazu geliehen; siehe, am andern Tage zerfchmetterte ihm ein Stein den Fuß. Alle diese Dinge schürten die Flamme erst recht an. Die Gläubigen kamen immer mehr, knieten in der Ferne, schlichen durch die Ritzen, kletterten über die Hindernisse, nur um



Wasser zu stehlen. Man straste mit Geld und vermehrte das Murren des Volks. Man versuchte es mit Vorstellungen und Belehrungen, sie waren in den Wind geredet. So dauerte der Kampf mehrere Monate. Da man aber nichts ausrichtete und zuletzt eine Empörung fürchten mußte, so gab einer nach dem andern nach. Zuerst der Bischof Lorenz von Tarbes. Dieser hatte Anfangs geschwiegen, als ob in Lourdes gar nichts vöginge. Aber nach fünf Monaten, am 28. Juli 1858, ernannte er eine Commission mit dem Auftrag der Untersuchung. Ferner ergab sich der Kaiser (Napoleon). Auch er hatte bisher geschwiegen, wie sehr hohe Persönlichkeiten, besonders Damen, ihn bestürmten. Endlich gab er den Befehl, den Zaun niederzureißen und die Grotte freizugeben. Man sagte, die Kaiserin habe vermittelt. Das gab nun einen Jubel. Es hieß: Gott hat gesiegt! Nachdem nun die bischöfliche Commission am 17. November ihre Thätigkeit in Lourdes begonnen, Bernadette verhört, dreißig wunderbare Heilungen und darunter fünfzehn als unzweifelhaft wunderbaren Characters festgestellt hatte; nachdem der Bischof zu mehrerer Vorsicht noch weitere drei Jahre zugewartet hatte, erließ er am 18. Januar 1862 den Hirtenbrief, worin er den Ausspruch that, „daß die Erscheinung der unbefleckt empfangenen Jungfrau und Gottesmutter in der Grotte bei Lourdes alle Merkmale der Wahrheit an sich trage und daß die Gläubigen berechtigt seien, daran zu glauben“. Er genehmigte zugleich die Verehrung „Unserer lieben Frau von Lourdes“ für den Bereich seiner Diöcese. Vorsichtiger Weise kaufte der Herr Bischof zugleich die Grotte, sowie die Felsengruppe von Massabielle sammt dem ganzen daran stoßenden Terrain von der Gemeinde Lourdes als kirchliches Eigenthum; ein Kauf, der sich rentirt hat.

Von da an begannen die großartigen Bauten. Der Bischof hatte sich, um dem Befehl der heiligen Jungfrau, eine Kirche zu bauen, nachzukommen, an alle Priester und Gläubigen seiner Diöcese, an ganz Frankreich und an alle frommen Marien-Verehrer der ganzen christlichen Welt mit der Bitte um Beiträge gewandt. Mit welchem Erfolg, das zeigen eben die Bauten, welche damit ausgeführt werden konnten. Die ganze Umgebung der Grotte wurde verändert. Der Mühlbach, der Gave selbst, erhielt ein anderes Bett, um Raum für eine schöne, breite Straße, für Alleen und große, freie Plätze zu schaffen. Nichts wurde gespart, um namentlich vor der Grotte einen freien Raum für viele Tausende zu gewinnen. Dann wurde die Grotte selbst eingerichtet mit einer Statue der heiligen Jungfrau aus carrarischem Marmor, darüber eine sogenannte Krypta erbaut und über dieser eine hochragende Basilika aus weißem Marmor, 2000 Menschen fassend, weithin leuchtend; des Weiteren noch eine größere Kirche, die sogenannte Rosenkranz-Kirche, welche allein 3¼ Millionen Francs kostete, zur Seite der Grotte, 50 M. lang und 15 M. breit mit 15 Kapellen und 6000 Pilger fassend, sich seltsam und schwerfällig hintauernd. Es wurde gebaut seitwärts der Basilika ein prächtiger bischöflicher Palast, ein Haus für die

Missions-Patres und sonst noch eine Reihe von Klöstern und Anstalten und Einrichtungen; wer kann alles aufzählen? Eine ganze neue Stadt entstand um die Grotte. Pilgerzüge lösten einander ab von nah und fern; Lourdes gestaltete sich immer mehr zum Weltheiligthum der katholischen Christenheit. Schon 1869 hatte Pius IX. in einem Breve an den Historiographen von Lourdes, den Advocaten Lasserre von Paris, diesem Glück gewünscht, daß er „die neueste Erscheinung der milden Gottesmutter mit solchen Zeugnissen nachgewiesen und belegt habe, daß nun selbst der Kampf der menschlichen Bosheit gegen die göttliche Erbarmung dazu dienen muß, die Wahrheit und Wunderbarkeit der Ereignisse desto klarer hervortreten zu lassen“. Jetzt aber, auf inständiges Bitten, erlaubte Pius IX. und beauftragte den Erzbischof von Paris, als apostolischer Delegat die feierliche Consecration der Basilika zu vollziehen, und den apostolischen Nuntius von Paris, die Statue der heiligen Jungfrau im Namen des Papstes zu krönen. Beides geschah am 2. und 3. Juli 1876, natürlich mit größtem Pomp, mit päpstlichem Ablass und Segen, wie mit Feuerwerk und Raketen, wo die Worte in Flammen strahlten: „Es lebe unsere liebe Frau von Lourdes!“ 35 französische und 7 auswärtige Bischöfe und 3000 Priester waren zugegen und die Menge der Pilger soll 100,000 oder darüber betragen haben. Endlich hat der Papst für den 18. Februar ein alljährliches officium sammt missa zu celebriren angeordnet. So war jetzt Lourdes mit allem versorgt, mit Gnaden und Bestätigung und Beglaubigung, und die Welt braucht jetzt nur zu kommen und zu nehmen, was dort bereitet ist. F. P.

(Schluß folgt.)

## Ueber Luthers Stellung zur Schrift.

Im achten Hest des laufenden Jahrganges der Erlanger „Neuen Kirchlichen Zeitschrift“ findet sich ein Artikel über „Luthers Stellung zur Heiligen Schrift, ihrem Werth und ihrer Autorität“. Der Verfasser ist ein Pastor R. Thimme. Inhalt und Tendenz seines Artikels gibt Pastor Thimme selbst so an: „Die folgende Ausführung will die zwiefache<sup>1)</sup> Stellung Luthers zur Heiligen Schrift darlegen und erklären, welche einerseits in seiner unbedingten Unterwerfung<sup>1)</sup> unter ihre Autorität zum Ausdruck kommt und andererseits in der weitherzigen Freiheit,<sup>1)</sup> die ihn so hoch über den äußerlichen Inspirationsglauben vieler seiner Nachfolger und Anhänger erhebt.“

Hauptsächlich zweierlei tritt dem Kundigen beim Lesen dieses Artikels entgegen. Erstens, daß Luthers theologische Stellung Pastor Thimme noch ein tief verborgenes Geheimniß ist. Daraus können wir ihm keinen

1) von uns hervorgehoben.



besonderen Vorwurf machen. Er ist ein Kind der modernen Theologie, und die moderne Theologie ist durch einen „tiefen Graben“ von Luthers Theologie geschieden. Zum Andern geht aus diesem Artikel hervor, daß Pastor Thimme Luther falsch citirt, indem er Luthers Worte aus dem Zusammenhang reißt, die wider die neuere Auffassung der Schrift sprechenden Sätze ausläßt, aus richtig citirten Worten Luthers falsche Schlüsse zieht zc. Auch daraus machen wir Thimme keinen besonderen Vorwurf. Diese Weise, Luther zu verwenden, ist bei den deutschländischen Theologen fast allgemeiner Brauch, wie wir in „Lehre und Wehre“ wiederholt nachgewiesen haben. Das falsche Citiren Luthers ist auch keineswegs immer beabsichtigter Betrug, sondern oft so zu erklären, daß man nicht Luther selbst liest, sondern in gutem Glauben von den Citaten Gebrauch macht, die ein Theologengeschlecht auf das andere forterbt. Als wir daher Pastor Thimmes Artikel lasen, hielten wir es nicht für nöthig, ein Wort dagegen zu sagen. Die meisten Stellen aus Luther, welche Pastor Thimme für des Reformators angeblich „weitherzige Freiheit“ in der Stellung zur Schrift citirt, sind nach und nach von uns in „Lehre und Wehre“ und sonst behandelt worden. Der Schreiber in der „Neuen Kirchlichen Zeitschrift“ liest offenbar „Lehre und Wehre“ nicht. Auch ist er mit der deutschländischen Literatur des letzten Jahrzehnts, die sich mit Luthers Stellung zur Schrift beschäftigt, wohl nur in beschränktem Maße bekannt. Sonst dürfte es ihm unmöglich gewesen sein, sich von Neuem z. B. auf Luthers Vorrede zu Links Erklärung der Bücher Moses<sup>1)</sup> zu berufen und darin einen Beweis zu finden, daß Luther Irrthümer in der Schrift für möglich halte.

Was uns dennoch veranlaßt, auf Pastor Thimmes Artikel hier mit einigen Worten zurückzukommen, ist der Umstand, daß die December-Nummer der Chicagoer „Biblical World“ einen Auszug aus dem Thimmeschen Artikel bringt, mit der Schlußbemerkung: „Der außergewöhnliche Werth (exceptional merit) dieses Artikels liegt darin, daß derselbe die Data liefert, auf welche hin über die Frage, welche Stellung Luther zur Schrift einnahm, ein Urtheil gefällt werden kann, da sowohl fortgeschrittene als conservative Kritiker Luther für sich in Anspruch nehmen. Daß man von Luthers gesunder Stellung auch für unsere Zeit viel lernen kann, wird dem aufmerksamen Leser nicht entgehen. Des Verfassers Arbeit verdient ein sorgfältiges Studium.“ Der Schreiber dieser Empfehlung in der „Biblical World“ und der Verfasser des Auszuges ist „G. H. S.“ (Prof. G. H. Schodde von der Ohio-Synode?)

So wollen wir denn hier an einigen Beispielen kurz nachweisen, wie unverantwortlich leichtsinnig Pastor Thimme Luther citirt. Thimme sucht nachzuweisen, Luther urgire Christum als den Hauptinhalt der Schrift oder die Analogie des Glaubens in dem Maße, daß er Irrthümer

1) G. A. 63, 376 ff.

in nebensächlichen Dingen zugebe. Er schreibt S. 673: „Die Schrift bleibt ihm (Luther) immer des Heiligen Geistes Werk, ob sie auch durch die menschliche Geistesthätigkeit ihrer Verfasser zu Stande gekommen ist und in Dingen, die nicht zu den ‚rechten Artikeln unsers Glaubens‘ gehören, keineswegs von menschlichem Irrthum frei ist. Hiermit ist zugleich ein sicherer Maßstab zur Beurtheilung alles Einzelnen in der Schrift gegeben. Darauf müssen wir nun zum Schluß noch unser Augenmerk richten.“ Nachdem Thimme hierauf eine Anzahl Stellen angeführt hat, in welchen Luther sagt, daß Christus der eigentliche Inhalt der Schrift sei, fährt er fort (S. 673 f.):

„Dieser Maßstab“ (der Auslegung der Schrift nach der Analogie des Glaubens) „ist ihm (Luther) selbst dann noch entscheidend, wenn ihm die Gegner eine Schriftstelle entgegenhalten, die sich danach doch nicht erklären zu lassen scheint. Dafür ist eine Stelle seines Galatercommentars bezeichnend, in der er den Spruch Dan. 4, 24. bespricht: ‚Mache dich ledig von deiner Missethat durch Wohlthat an den Armen.‘<sup>1)</sup> Luther versucht erst die Erklärung, das ‚sich ledig machen‘ schließe der Glauben ein; scheint aber das Ungenügende derselben wohl zu empfinden (zugegeben, daß jene Lösung ungenügend sei, wiewohl sie durchaus gewiß ist<sup>2)</sup>). Dann fährt er fort: ‚Dennoch sei dieses das hauptsächlichste Argument . . . gegen alle Einwürfe, daß sie das Haupt, nämlich Christum, ergreifen. Ferner, mag es auch also sein, daß die Sophisten schärfer sind als ich und mich mit Argumenten für die Werke wider den Glauben so überschütten und umstricken, daß ich mich garnicht herauswickeln könnte (wiewohl ihnen dies unmöglich ist), dennoch will ich vielmehr dem einen Christus glauben, als durch alle Stellen mich bewegen lassen, welche sie wider die Lehre des Glaubens für die Aufrichtung der Gerechtigkeit der Werke hervorbringen könnten.‘ Wenn nun ein solcher Fall eintreten sollte, soll man nach Luthers Meinung dem Gegner einfach antworten: ‚Du beruffst dich auf den Knecht, das ist, die Schrift, und zwar nicht auf die ganze Schrift, noch auf ihren vornehmsten Theil. Diesen Knecht laß ich dir, ich berufe mich auf den Herrn, der ein König der Schrift ist, der mein Verdienst und mein Lösegeld zur Erlangung der Gerechtigkeit und Seligkeit geworden ist.‘ Aehnlich sagt Luther auch: ‚wenn die Gegner auch auf die Schrift sich berufen wider Christum, wir berufen uns auf Christum wider die Schrift.‘ Gen. 1, 539.“ (?) „So finden wir zum Schluß noch einmal mit paradoxer Schärfe festgestellt, was uns schon im Anfang bei Luthers Stellung zur Schrift entgegentrat. Nicht um ihrer selbst willen<sup>3)</sup> hat ihm die Schrift Werth und Ansehen, sondern weil sie Christum enthält und bringt.“

So weit Pastor Thimme. In der That! wenn man nur diese Sätze aus Luther liest, die unser Artikelschreiber anzuführen für gut befindet, könnte man auf den Gedanken kommen, als ob Luther Christum und die Heilige Schrift in einen wirklichen Gegensatz zu einander brächte. Man könnte meinen, Luther halte es für möglich, daß Christus und die Schrift einander widersprechen, daß somit Irrthümer in der Schrift vorkämen, die man

1) Wir geben die lateinisch citirten Worte sogleich in deutscher Uebersetzung.

2) Luther macht also keinen bloßen Erklärungsversuch.

3) Von uns hervorgehoben.



aus Christo, als dem vorzüglichsten Theile der Schrift, corrigiren müßte. Aber diese Gedanken schwinden, sobald man die ganze Stelle liest. Luther selbst verwahrt sich ausdrücklich gegen eine solche Auffassung seiner Worte. Er sagt in dem Abschnitt, der zwischen den von Thimme angeführten Worten steht: „Darum wenn er (Christus) das Lösegeld für meine Erlösung ist, wenn er Sünde und Fluch geworden ist, daß er mich rechtfertigte und segnete, so gebe ich nichts auf Schriftstellen (*nihil moror scripturae locos*), wenn du ihrer auch unzählige (*sexcentos*) aufbrächtest für die Gerechtigkeit der Werke gegen die Gerechtigkeit des Glaubens und schrieest, die Schrift streite wider sich selbst; ich habe den Urheber und Herren der Schrift, auf dessen Seite ich lieber stehen will, als dir glauben, wiewohl es unmöglich ist, daß die Schrift mit sich selbst streite, außer bei den unsinnigen und verstockten Heuchlern. Bei den Frommen aber und Verständigen gibt sie Zeugniß für ihren Herren.“<sup>1)</sup> Diese Worte Luthers hat Pastor Thimme als nicht zur Sache gehörig ausgelassen, wiewohl sie, wie bereits bemerkt, zwischen den von ihm citirten Sätzen und auf denselben Seiten (S. 388. 389) stehen. Diese Worte Luthers werfen die ganze moderne Deduction, daß Luther Widersprüche in der Schrift für möglich halte, über den Haufen. Man schreibt leichtfertiger Weise Luther eine Stellung zur Schrift zu, gegen die sich Luther ausdrücklich verwahrt, ja, als die Stellung der „unsinnigen und verstockten Heuchler“ bezeichnet.

Weshalb aber redet Luther in den von Thimme citirten Sätzen so, wie er redet? Das zeigt der Zusammenhang ganz klar. Luther denkt sich

1) E. M. I, 388 sq.: Quare si ipse est pretium redemptionis meae, si ipse factus est peccatum et maledictum, ut me justificaret et benediceret, nihil moror scripturae locos, si etiam sexcentos producas pro justitia operum contra fidei justitiam, et clamites scripturam pugnare; ego auctorem et dominum scripturae habeo, a cujus parte volo potius stare, quam tibi credere, quamquam impossibile sit scripturam pugnare, nisi apud insensatos et induratos hypocritas. Apud pios autem et intelligentes dat testimonium pro domino suo. Dies hat Justus Menius so wiedergegeben — Menius' Uebersetzung hat Luther selbst vorgelegen —: „Deshalb weil denn Christus selbst der Schatz ist, darum ich erkaufte und erlöst bin, und darum zur Sünde und Fluch worden, auf daß er mich gerecht machte und segnete, frage ich gar nichts nach allen Sprüchen der Schrift, wann du ihr noch mehr wider mich aufbrächtest, die Gerechtigkeit der Werke damit aufzurichten und des Glaubens Gerechtigkeit danieder zu legen. Denn ich hab auf meiner Seiten den Meister und Herren über die Schrift, mit dem will ich's halten, und weiß, er wird nicht lügen, noch mich verführen, wenn er sagt: Wer an mich glaubt, der wird leben 2c. Item, Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben 2c., und dich immerhin feindlich lassen schreien, daß die Schrift wider einander sei, an einem Ort die Gerechtigkeit dem Glauben, am andern den Werken zuschreibe, wiewohl's unmöglich ist, daß die Schrift wider sich selbst sein sollt, ohne allein daß unverständigen, groben und verstockten Heuchlern also dünket. Bei den Gottseligen aber und recht Verständigen gibt sie Zeugniß für ihren Herren und hält's mit ihm.“ (Samuel Lucius' Separatabdruck. 1717. S. 313 f.)

einen einfältigen Christen, der von Sophisten mit Schriftstellen, die von des Menschen Werken handeln, bedrängt wird und nicht recht erkennen kann, wie diese Stellen mit jenen andern zusammenstimmen, welche die Seligkeit allein um Christi willen, ohne des Menschen Werke, verheißen. In solchem Falle gibt Luther den Rath, daß der Christ unbeirrt an den Schriftstellen festhalte, die Christum als die einzige Ursache des Heils verkündigen. Christus ist der eigentliche Inhalt der Schrift. Ihm muß alles, wie im Himmel und auf Erden, so auch in der Schrift dienen. Was die Schrift so klar von Christo sagt, kann durch nichts Anderes in der Schrift umgestoßen werden. Hält daher der Christ an dem fest, was die Schrift von Christo sagt, so kann er nicht irre gehen, wenn er auch nicht im Stande sein sollte, die Einwürfe zu widerlegen, welche aus Schriftstellen, die von den Werken des Menschen handeln, gegen die Gerechtigkeit des Glaubens geltend gemacht werden.

Es ist für Luther allerdings eine feststehende Wahrheit, die an Hunderten von Stellen bei ihm zum Ausdruck kommt, daß es in der Schrift im Grunde nur ein Geheimniß gibt. Das ist Christus, nämlich die Lehre, daß wir durch Christum, und nicht durch unsere Werke, Vergebung der Sünde haben. Wer dies im Glauben erkannt hat, der hat damit die ganze Schrift erkannt. Er braucht nicht zu besorgen, daß noch Geheimnisse dahinten seien, die er aufhellen müßte, um seines Glaubens gewiß und froh zu werden. Wollte Gott, daß diese Wahrheit — die eine Wahrheit der Schrift ist, nach 1 Cor. 2, 2. 7—10. 2c. — in allen Christen recht lebendig wäre. Es steht, leider! so, daß viele Christen, obwohl sie Christum, den Stern und Kern und das einzige Geheimniß der Schrift erkannt haben, dennoch zaghaft und blöde sind zur Beurtheilung geistlicher Dinge, in der Meinung, es möchten noch allerlei ihren christlichen Glauben wesentlich modificirende Geheimnisse in der Schrift verborgen sein. Daher lassen sie sich so leicht erschrecken von gelehrten und ungelehrten Geistern, die von allerlei Geheimnissen und Schwierigkeiten in der Schrift reden, die ein Christ sich erst noch aufhellen lassen müßte, ehe er seines Heils gewiß werden könne. Dem gegenüber schärft Luther auf Grund der Schrift jedem Christen ein: Hast du Christum aus der Schrift erkannt, so hast du die Wahrheit ergriffen, um welcher willen die Schrift gegeben ist. Alle Schwierigkeiten in der Schrift kannst du, unbeschadet deines Glaubens, auf sich beruhen lassen.

Von diesem Gedankengange Luthers aus sind auch seine Bemerkungen über scheinbar einander widersprechende Angaben der Evangelisten zu verstehen. Luther gibt auch hier den einfältigen Christen den Rath, solche Schwierigkeiten auf sich beruhen zu lassen und den Gelehrten zu befehlen. Dadurch gehe ihrem Glauben nichts ab. Aber nirgends sagt Luther, daß in den Angaben der Evangelisten Irrthümer sich fänden. Wir fordern alle Lutherforscher heraus, eine solche Stelle beizubringen. Wir haben eine



solche bisher noch nicht gefunden. Thimme beruft sich auf eine Predigt Luthers über Joh. 2, 13—16. Luther sagt hier: „Hier fragt sich's, erstlich, wie sich die zween Evangelisten, Matthäus und Johannes, zusammenreimen. Denn Matthäus schreibt, es sei geschehen am Palmentage, da der Herr zu Jerusalem ist eingeritten; hier lautet es im Johanne also, als sei es bald um die Ostern nach der Taufe Christi geschehen.“ Ueber diese Schwierigkeit bemerkt Luther: „Aber es sind Fragen und bleiben Fragen, die ich nicht will auflösen; es liegt auch nicht viel dran, ohne daß viel Leute sind, die so spizig und scharfsinnig sind, und allerlei Fragen aufbringen, und davon genaue Rede und Antwort haben wollen. Aber wenn wir den rechten Verstand der Schrift und die rechten Artikel unsers Glaubens haben, daß Jesus Christus, Gottes Sohn, für uns gestorben und gelitten habe, so hat es nicht großen Mangel, ob wir gleich auf alles, so sonst gefragt wird, nicht antworten können. Die Evangelisten halten nicht einerlei Ordnung; was einer vorne setzt, das setzt der andere bisweilen hinten; wie auch Marcus von dieser Geschichte schreibt, sie sei am andern Tage nach dem Palmtage geschehen. Es kann auch wohl sein, daß der Herr solches mehr denn einmal gethan hat, und daß Johannes das erste Mal, Matthäus das andere Mal beschreibt. Ihm sei nun, wie ihm wolle, es sei zuvor oder hernach, eins oder zwier geschehen, so bricht's uns an unserm Glauben nichts ab.“<sup>1)</sup> So weit Luther. Wo steht hier etwas von einem Irrthum der Evangelisten, den Luther — nach Thimme — hier „offen“ anerkennen soll? Die ganze Ausführung Luthers ist nur eine ernste Mahnung an die Christen, ihren Glauben an Christum und das Heil in ihm nicht von der Lösung einzelner Schwierigkeiten in der Schrift abhängig zu machen.

Diese Mahnung sollten auch die neueren Theologen zu Herzen nehmen, anstatt Luther verstümmelt zu citiren und durch falsche Schlüsse zu ihrem Gewährsmann machen zu wollen.

F. P.

## Die Angriffe der modernen Theologen auf Gottes Wort.

(Fortsetzung.)

### Verkommen des Glaubens.

Wie kann man denn in solcher Gemeinschaft ein gutes Gewissen behalten? Man warf sich auf die pietistische Ausflucht, die den Mönchen und Mystikern entlehnt war, man wolle, anstatt dem Feinde offen entgegenzutreten, sich in das Herz und Kämmerlein zurückziehen und von da aus Gebete zum Himmel und Apologien in die Welt schicken. Ein krankes, pietistisches Christenthum, das auch im Gebete das eigene Ich zur Haupt-

1) St. Louiser Ausg. VII, 1780, 1781.

sache macht, verkannte den wahren Christenberuf immer mehr. Ein Vereinswesen puzte die pietistischen Kirchlein in der Kirche nach neuer Mode auf. Die Vereine aber fielen oft genug wie der Gustav Adolf-Verein bald so tief in das Allermweltswesen hinein, daß jedermann sah, von Salz sei keine Rede mehr. Dr. Gollenperger sang ja von dem Gustav Adolf-Verein ganz wahr: „Als Mitglied tritt in den Verein ein Jeder ohne Weistres ein, sobald er durch Certificat als Mensch sich ausgewiesen hat. Der Glaube kommt nicht in Betracht. Die Liebe ist's, die alles macht. Die Liebe ist das Schiboleth der neuen Weltsocietät. Der Pesherah, der Hotentot, der Perser mit dem Doppelgott, der Jude, Heide, Türke ist gebornes Mitglied wie der Christ. Die Menschenfresser nur allein, die müssen ausgeschlossen sein; denn Menschenliebe da nicht ist, wo einer noch den andern frißt.“ Die Apologieen sollten auch so viel als möglich von der Schriftwahrheit aufgeben, um den Feind nicht zu reizen; sollten mehr Verleugnung als Zeugniß sein. „Immer bleibt es der Apologetik unveräußerlich, daß es diejenige theologische Wissenschaft ist, mittelst welcher im Organismus der gesammten Wissenschaften der Uebergang der Philosophie in die Theologie sich bewerkstelligt.“ (Delitzsch: System der chr. Apologetik. 1869. S. 30.) Sie baut die Kunststraßen zur Verbindung von Kirche und Welt. Sie bringt die Brücken vom Glauben zum Unglauben fertig. Die meisten Apologeten haben die Quelle des Heils, der Erkenntniß und Kraft des Geistes verlassen und kämpfen selbst gegen die göttliche Wahrheit. Es fehlt ihnen der feste Grund und Boden. Sie kennen das Schwert des Geistes, das gewisse Gotteswort der Apostel und Propheten und die gewisse Gnade Gottes in Christo selbst nicht, wie ein neuer Theologe bekennt: „Wir haben keinen jener alten Grundpfeiler mehr, und doch auch keinen neuen uns eigenthümlichen. Was wir mit den Alten gemeinsam haben, steht bei uns auf einem andern Boden, soweit wir überhaupt Boden besitzen.“ (Tröltzsch: Vernunft u. Dffbg. 1891. S. 213.) Von Luthardts berühmten apologetischen Vorträgen urtheilt Lic. Ströbel: „Wir sagen frei heraus, diese Concessionen können den Gegner nicht befriedigen und müssen den Christen irre machen.“ (Ztsch. f. Theol. u. Kirche. 1865. S. 527.) Ihre gelehrte Sprache wird ihnen dabei nichts nützen, sondern eher noch schaden. Die populäre Calwer Apologetik sagt es sogleich in der Vorrede, daß sie aus Laodicäa kommt und ein Product der letzten Zeit ist. „Das scheint uns . . . ein Bedürfniß unserer Zeit zu sein“, meint sie ganz naiv, „daß dem Ungläubigen solche Brücken der Wissenschaft und der Bildung geschlagen werden, mittelst welcher er aus dem Gebiete des Unglaubens in das des Glaubens übertreten kann.“ (S. VI.) Die Feinde spotten nur darüber, wie jener jüdische Witzbold über die Abendmahlsfeier in einer unirten Kirche spottete, wobei das Sacrament bald nach lutherischem, bald nach reformirtem Ritus ausgetheilt wurde. „An den Altären der Evangelischen speist man jetzt à la carte“, witzelte der Lasterer.



(Corr.=Bl. 1834. S. 280.) So schrieb Strauß auch über die von den Apologeten gebauten Brücken: „Die Ansichten und Darstellungen, die heutiges Tags zwischen dem streng kirchlichen und dem freiesten kritischen Standpunkte vermitteln möchten, sind aus allerlei Fetzen der verschiedensten Stoffe zusammengeflickt, die unmöglich in die Länge zusammenhalten können.“ (Rzt. 1861. S. 42.) Man erkennt des Feindes Hauptfesten nicht einmal; wie sollte man sie stürmen? Dem besten heutigen Apologeten muß man gewöhnlich noch sagen, was Pf. Seeger einem Amtsbruder sagte: „Du kommst mir vor wie ein Commandant, der vor einer Festung steht und sie gern einnehmen möchte, aber doch nicht das Herz hat, hineinzuschießen, sondern seine Stücke, Bomben und Karthausen alle darüber hinausrichtet.“ (Corr.=Bl. 1827. S. 159.) Anstatt ihn mit entschiedenen göttlichen Zeugnissen niederzuschmettern, erkennt man den Unglauben erst an und macht ihn wichtig durch die Art, wie man sich mit ihm herumbalgt. M. Claudius schrieb: „Ueberhaupt ist nicht zu begreifen, wozu man sich mit den Freigeistern und Zweiflern so weitläufig in Demonstrationes abgibt und von ihrer Freigeisterei und Zweifelsucht so viel Aufhebens macht. Christus sagt ganz kurz: Wer mein Wort hält, der wird inne werden, ob meine Lehre von Gott sei. Wer diesen Versuch nicht machen kann oder nicht machen will, der sollte eigentlich, wenn er ein vernünftiger und billiger Mann wäre oder nur heißen wollte, kein Wort weder wider noch für das Christenthum sagen; und ist er doch so schwach und eitel, daß er wie Voltaire und Hume 2c. sein bißchen Galanteriewaare zu Markt bringen muß, da könnte man ihn ungestört machen lassen und sich nach ihm nicht umsehen.“ (I, 61 f.) So können aber nur glaubensgewisse Christen thun; die Apologeten sind aber meist nichts weniger als das. „Jetzt stellt kaum jemand in Abrede, daß die Periode des Rationalismus die siegreich daraus hervorgegangene Kirche mit einem Niederschlag fortgeschrittener Erkenntniß befruchtet hat“, das heißt, mit solcher, wie sie Eva der Schlange abgelernt hat. (Fr. Delitzsch: Der breite Graben. S. 6.) Der Protestantenverein, der daraus erwachsen ist, „arbeitet, um den Augiasstall der Kirche zu reinigen“ von den letzten Brosamen des Wortes Gottes, wie ein Freigeist jubelt. „Er bildet die christliche Ueberlieferung bis in ihre entlegensten Theile um, . . . läßt selbst von der Bibel neun Zehnthelle als unbrauchbar fallen.“ Die Kirche sieht keine Gefahr. „Die Gleichgültigkeit ist die schwere Krankheit, an welcher sie leidet.“ (Hieronymi: Strauß u. Bewegg. der Ggw. 1873. S. 15. 17. 85.) Hartmann spottet, sie säße auf einem Stuhle, dem die Beine abgesägt sind, und klammere sich noch an, um nicht zu fallen.

So ließ man die Gnadenzeit ungenützt verstreichen. Man wollte nicht mehr zu dem Glauben zurück, den Gott einmal den Heiligen vorgegeben hat. Die ersten Zeugen hatten eine entschiedene, glaubensfreudige Sprache geführt; aber eine Untreue gebar die andere. Es hingen ihnen ja noch Schläfen an

und hatte jeder sein eigenes Lehrsystem. Es konnte ein Lengerke höhnen, sie sollten nur den Luther nicht wieder aufwecken, damit er ihre Bücher nicht ebenso verbrenne wie die rationalistischen. Läßt es Gott aber den Aufrichtigen nicht mehr gelingen, zur Klarheit der Erkenntniß durchzudringen? Durfte darum Hengstenberg im Jahre 1844 behaupten, man habe in dem schmutzigen Unionsstalle bleiben müssen, weil die Lutheraner ja auch noch nicht lutherisch waren? Er mußte im Jahre 1843 selbst gestehen, die Entschiedenheit der Gläubigen habe seit zehn Jahren immer mehr nachgelassen und an eine Ausfegung des Sauerteigs sei nicht mehr zu denken; die Theologie werde vom Gifte des Unglaubens durchfressen und der Baum des Nationalismus treibe neue Zweige in kirchlichen Kreisen. Wie es ist, kann's nicht bleiben, „oder Gott gibt seine Gemeinde auf“, sprach Claus Harms in seiner Auslegung der Offenbarung Johannis. Er selbst aber hörte auf zuzunehmen im Geist und schwankte nicht bloß so, daß er der Obrigkeit wieder alle Macht in der Kirche zugestand (Rzt. 1829, S. 705 ff.), sondern es wie Schleiermacher für Schwachheit eines Predigers erklärte, wenn sich derselbe an seinen Text gebunden erachte. Die Bibel sei nur „ein anregendes, befruchtendes Princip neben dem auch außerhalb der Bibel vorhandenen, in der Kirche waltenden und selbst von Bibel und Kirche nicht ganz abhängigen, sondern auch seine eigenen Wege gehenden, wiewohl nimmer in einer der Bibel und der Kirche entgegengesetzten Richtung gehenden Gottesgeist“. (Rzt. 1855, S. 829.) Hatte man schon frühzeitig unter den „Gläubigen“ eine Lockerung der Verpflichtung auf die lutherischen Symbole gefördert, so dachte man je länger, je weniger an eine völlige Umkehr. „Was thun dann die Gläubigen?“ frug ein Christ in einem englischen Blatte vom Jahre 1829 die deutsche Kirche. „Welche Anstrengungen machen sie, um den Strom der Gottlosigkeit aufzuhalten, der alles überschwemmen will? Was ist mitten in der allgemeinen Fäulniß aus dem Salz geworden? Wo scheint denn das Licht in diesem mehr als cimmerischen Dunkel, in dieser Finsterniß, die man mit Händen greifen kann? Dies ist die große Frage; dies ist der Punkt, auf den alles ankommt. Will der Herr überhaupt seinen Arm in jenen Ländern offenbaren, so müssen wir hoffen, daß es durch die Gläubigen geschehen wird, und wie sie sich benehmen, darauf müssen wir sehen, wenn wir auf den Ausgang des Kampfes schließen wollen. Manche nun lassen auch hier den Muth sinken. . . . Das Volk des Herrn scheint sich zu fürchten, seine Stimme zu erheben gegen das Reich der Finsterniß und seinen Feinden entgegenzutreten. Eine Hauptursache dieser Feldflüchtigkeit ist der in Deutschland so verbreitete abgöttische Respect vor der Gelehrsamkeit der Ungläubigen. Diese falsch-liberale, armselige, furchtsame, halbherzige Stimmung muß, wo sie herrscht, die Verfechter der Wahrheit lähmen und aller Hoffnung, daß es besser werde, ein Ende machen.“ (Rzt. 1829, S. 270 f.) So mußte denn auch Hengstenberg, der damals noch gute Hoffnung hatte, im Jahre 1845 bereits bekennen: „Schon sind die



Hoffnungen derer, welche meinten, daß das Evangelium einen leichten Sieg über den absterbenden Rationalismus erringen werde, zu Schanden geworden.“ (Rzt. S. 440.) Die alte Bibel war eben den neuen Lutheranern selbst nicht mehr genug. Die Erlanger Zeitschrift hatte es immer mit Fortbildung der Lehre zu thun, ehe sie die alte lutherische Lehre gefaßt hatte, und erdreistete sich zu behaupten, das apostolische Gebot, sich von den Ungläubigen abzusondern, sei nur für die apostolische Zeit maßgebend gewesen. „Wie ganz anders ist nun die Stellung des Christenthums in unsern christlichen Ländern, in welchen das Heidenthum nicht erst zu überwinden, sondern seit Jahrhunderten überwunden ist; in welchen die ganzen Völker nicht mehr außerhalb der Kirche stehen, sondern die Hauptmassen ihrer Glieder ausmachen! Bei uns ist das Christenthum so fest gewurzelt, daß kein Greuel der Sittenverderbniß einzelner Glieder mehr im Stande ist, dasselbe zu erschüttern.“ — „Darum glauben wir auch, daß die lutherische Kirche außerhalb Deutschlands nie recht heimisch werden wird“, weil der deutsche Charakter ihr bester Träger sein soll. „Wenn wir Deutsche auch auf die Wege des nordamericanischen Schlendrians kommen, wer vollendet die Ausbildung des Dogma; wer erforscht die Echtheit der newtestamentlichen Schriften, wer entwickelt die wahre Theorie des christlichen Cultus und der Verfassung? O man möchte weinen, wenn man sieht, wie dieser große, herrliche Beruf der deutschen Kirche so verkannt und so leichten Kaufs preisgegeben wird!“ (12, 299 f. 313. 321.) Ach, die arme deutsche Theologie, die mit der Rainsunruhe noch nach dem Boden sucht, auf dem sie stehen kann, und dabei doch, wie W. Menzel sagt, an der Wissenschaftlichkeit leidet wie an der Wasserfucht!

### Wendepunkt.

Der sel. Dr. Walther sagte einmal, die erste Liebe und Kraft des neu aufblühenden Glaubenslebens habe höchstens bis zum Jahre 1840 gewährt. Freunde und Feinde stimmen mit diesem Urtheil überein. Prof. Fleck rühmte in seiner dem Dr. Neander gewidmeten Schrift vom Jahre 1842: „Die Vertheidigung des Christenthums“, nun habe die von Neander angekündigte „vierte Epoche in dem Entwicklungsgange des Christenthums“ begonnen. „Die neue Krisis, welcher die christliche Theologie nach Ablegung nun veralteter Formen zu einem verjüngten Leben des Gemüths, zu einem wahren Geistesfrühlinge entgegengeht.“ So jubelte der neu auflebende Rationalismus. Die Kirchlichen aber klagten um dieselbe Zeit: „Die gelehrten Theologen auf den Universitäten haben ihre Stellung in der Kirche verlassen; bei weitem die meisten von ihnen wollen auch heute noch von einem Dienste in der Kirche nichts wissen; eine freie, selbständige Wissenschaft wollen sie pflegen und in deren Nimbus glänzen; diese soll die Meisterin der Kirche und ihres Glaubens, die erziehende Mutter der Kirchendiener sein. Auf das Leben und die Zustände der Kirche in der Wirklich-

keit blicken sie nur aus der Vogelperspective des Ratheders.“ (Ztsch. f. Prot. u. K. 2, 279.) Rudelbach, der sich der Auswanderung der sächsischen Lutheraner sehr widersetzte, bezog doch auf seine Zeit ein Wort Jung-Stilling: „Mir kommt unsere gegenwärtige Zeit vor wie ein schwüler Abend in den Hundstagen. Der ganze westliche Himmel ist eine einzige nachtschwarze Gewitterwolke. In der ganzen Natur ist alles still; kein erquickendes Lüftchen weht; die Fische schnappen nach Luft und das Vieh nach Kühlung. Die Menschen blicken immer schüchtern nach den Gewitterwolken hin und schauern, wenn sie sehen, wie sich die röthlichen Blitze bald da-, bald dorthin schlängelnd hinschleudern und dann ihr Ohr den furchtbaren Donner von fern großen hört.“ (Christl. Biogr. I, 189.) Er schrieb im Jahre 1842: „Daß eine Sichtung und Scheidung in der Kirche Christi begonnen habe, tiefer eingreifend und gewaltiger als irgend eine frühere, . . . ist aus allen Zeichen der Zeit kundbar. . . . Gekommen ist der entscheidende Augenblick für die Völker, wo es sich entscheiden muß, ob ihr Verhältniß zum Worte Gottes wie früher ein wahrhaft organisches oder bloß zufälliges, ob sie in diesem Worte die wahre Macht des Lebens erkennen oder nicht, ob sie in die Kirche Christi wiederum eingehen werden oder nicht.“ (Ztsch. f. Theol. u. K. II, S. 65 ff.) Traurig aber sprach er es drei Jahre später in seiner Abschiedspredigt zu Glauchau in Sachsen aus, es sei seit seiner Amtseinführung anders geworden. „Der große Riß in den Gemeinden, der damals klappte, ist zu einem großen Abfall worden. Es konnte nicht anders kommen, wo die Welt- und Lügenkräfte sich zu entwickeln einen solchen Raum erhielten wie in unsern Gemeinden. . . . Siehe, Herr, es ist eine große Noth und Trübsal über diese evangelische Kirche hier im Heimathlande der Reformation eingebrochen, wie Luthers prophetischer Blick es bereits vor dreihundert Jahren kommen sah. Es wanken die Altäre; denn es wankt das treue Bekenntniß, die heilige Scheu vor dem Worte Gottes, das Dulden um deines Namens willen, Herr Jesu Christe! Die Fenster schwindelt es und die Regierer der Kirche werden schwach, weil sie das Wogen des Völkermeeres viel mehr fürchten als die Rechenschaft vor dem lebendigen Gott.“ (Der Abschied des Fremdlings. S. 15. 26.) Franz Delitzsch klagte in einem Vortrage vom Jahre 1889: „Ich bin gewürdigt worden, eine schöne Zeit der Wiedererweckung christlichen Glaubens und Lebens, welche in eine großartige Verjüngung der kirchlichen Theologie auslief, mitzudurchleben; und nun bin ich mit wenigen aufbehalten geblieben, um mit anzusehen, wie der Aufbau eines halben Jahrhunderts eingerissen und was bisher feststand und auf die Dauer festgestellt schien, untergraben und umgestürzt wird.“ — „Zwischen alter und moderner Theologie liegt ein tiefer Graben, den jene überspringen mußte, um es dieser zu Dank zu machen, und den sie nicht überspringen kann, ohne sich der Sünde zu nähern, für die es keine Vergebung gibt weder in dieser noch in der zukünftigen Welt.“ — „Die moderne Theologie geht



von Vorurtheilen aus, welche es ihr unmöglich machen, das von einem Paulus oder Luther Erlebte nachzuerleben.“ — „Ich selbst bin hier im Muldenthale als junger Mann Zeuge von Seelenkämpfen und Geistesiegen gewesen, welche mir die Ueberschätzung der Wissenschaft für immer verleidet haben. Noch immer wurzelt mein Geistesleben in dem Wunderboden jener ersten Liebe, welche ich mit Lehmann, Zöpffel, Ferd. Walthers, Büniger und Bürger durchlebt habe; noch immer ist mir die Realität des Wunders durch die Wunder der Gnade besiegelt, die ich in den Gemeinden des Muldenthales mit eigenen Augen gesehen. Und der Glaube, den ich in meinen ersten Predigten bekannt habe, die ich in Niederfrohna und Lunzenau halten durfte, steht mir bis heute unveränderlich fest und unendlich höher als alles irdische Wissen.“ — „Ich habe mich von dem sel. Ferd. Walthers, mit welchem zusammen ich die Wehen und Wonnen des neuen geistlichen Lebensanfangs durchlebt habe, später nach manchen Seiten hin entfernt; aber in einem sind wir immer übereinstimmig geblieben, daß der Stand des wahren Christen ein übernatürlicher, ein in der erlebten Wiedergeburt wurzelnder sei. Dieser habitus practicus θεοσδοτουσ, wie er ihn nannte, läßt sich an der modernen Theologie vermissen. . . . Der Unterschied von Natur und Gnade ist in ihr verblaßt und verwaschen; und das ist der tiefe Graben, welcher uns scheidet.“ — „Der tiefe Graben bleibt; er wird bleiben bis ans Ende der Tage; keine Denkarbeit kann ihn ausfüllen.“ (Der tiefe Graben. S. 5 f. 10. 18. 12. f. 17.)

Hengstenberg meinte, es sei schon im Jahre 1830 der Wendepunkt für das christliche Leben gekommen. „Obgleich schon bald die Begeisterung erkaltete, der Abfall begann, so bildete doch das Jahr 1830 einen großen Abschnitt. Bis dahin hatte der Zeitgeist noch immer das sichtbare Streben, christliche Elemente in sich aufzunehmen. — Der Zeitgeist wurde wieder seiner vollkommen bewußt; wie ein unbequem gewordenes Gewand warf er die religiösen Vorurtheile ab, die er in sich aufgenommen. Die Leichtigkeit, mit der er dies that, zeigte, wie sehr das fremdartige Element auf der Oberfläche geblieben war. Die Zaubersprüche gegen das Christenthum, daß es vergangenen Jahrhunderten angehöre; daß bei dem gegenwärtigen Stande der Bildung die Rückkehr zu ihm unmöglich sei, ja, es noch ferner in seiner alten Gestalt geltend machen, heiße die Sünde wider den Heiligen Geist begehen, wurden wieder allgemein vernommen. Und die Einzelnen, welche solches redeten, waren sich so bewußt, Organe des Zeitgeistes zu sein, daß sie diese Instanz gegen das Christenthum als die gewichtigste betrachteten, ja oft jene andere für unnöthig hielten.“ (Rzt. 1836. S. 17 f.) In gewissen Kreisen war man eben um das Jahr 1830 bereits mit der neuen Gnadenzeit fertig. Allmählich kam man in allen Staatskirchen so weit, daß man nirgends mehr etwas Göttlich-Gewisses kannte, sondern nur noch von Ansichten, Standpunkten, Richtungen faselte. „O, sie haben ein teuflisch kaltes Wort erfunden, mit welchem sie ihr un-

ruhiges Gewissen beschwichtigen“, rief Harleß in einer Predigt aus den vierziger Jahren aus. „Sie reden nicht mehr von Glaube und Unglaube, Liebe Christi und Feindschaft Christi, nicht mehr von Seligkeit und Verdammniß, sondern von Standpunkt. Da hat denn dieser seinen Standpunkt und jener seinen Standpunkt, und ein jeder hat ja nach seinem Standpunkt recht. Und da stehen sie denn neben einander auf ihren Standpunkten entweder kalt, hölzern, gleichgültig, lieblos oder verbissen, haderhaftig, grimmig, giftig. Denn was kümmert sie des Nächsten Seele? Ein jeder streitet vielmehr für seinen Standpunkt. Das ist die eisigste Glückseligkeit jenes Reichs der Lüge, welche sie an die Stelle des warmen Liebesreiches Christi unterschieben möchten.“ (Sonntagsweihe. II, 192.) Höhnend erinnerte D. F. Strauß die aufkommende Theologie daran, daß sie ja nichts Gewisses mehr habe und darum bankrott sei: „Für die alten Christen und das einfache christliche Volk noch jetzt ist die höchste Instanz, daß Christus etwas gelehrt habe, daß es in der Schrift stehe. Das alles aber macht jetzt, wenigstens auf die Gebildeten, nicht denselben Eindruck mehr. — Sich in die Zeiten des alten Glaubens zurückwünschen, ist nur ein phantastischer Anflug, mit dem es im nächsten Moment nicht mehr ernst ist. — Ein Theolog, der die Freiheit der neuern Wissenschaft geschmeckt hat, kann in klaren Augenblicken nicht wirklich wünschen, in den Gängelwagen des alten Inspirationsglaubens zurückversetzt zu werden.“ (Corr.=Bl. 1838. S. 180 ff.) Sie geben ihm jetzt recht, obgleich sie es einst eine Verleumdung nannten. Man braucht nicht mehr zu fragen, in welcher Lehre die heutige Theologie Deutschlands gegen Gottes Wort streite; man muß nur fragen, in welcher sie es nicht thue. Was Hengstenberg vom Protestantenverein sagte, gilt jetzt von der modernen Theologie überhaupt: „Das ist die bloße Caricatur des Wahrheitstriebes, der ruheloße ewige Jude, der sucht, aber nicht, um zu finden.“ (Rzt. 1854. S. 581.) Die Pilatusfrage: „Was ist Wahrheit?“ ist die oberste Frage in den theologischen Facultäten, und auf den Kanzeln steht es nicht besser. Oberconsistorial-Rath Uhlhorn bekennt: „In der Landeskirche herrscht völlige Lehrwillkür, wir müssen das tragen, so lange es Gott zuläßt.“ (Herm. Freif. 1895. S. 75.)

An der Stellung der Schrift muß man eben, wie Bengel in der Vorrede zu seinem Gnomon mit Recht hervorhebt, prüfen und erkennen, ob die Kirche gesund oder krank ist. Wer von Gott ist, hört Gottes Wort. Alle Schäflein Christi hängen daran, forschen darin in heiliger Furcht und ergehen sich darin in heiliger Lust; denn, sagt Bengel, „es ist kein Winkelchen in der heiligen Schrift, das nicht seine Kraft und Bedeutung hätte“. Ja, nach dem Gesetz und Zeugniß! Werden sie das nicht sagen, so werden sie die Morgenröthe nicht haben. Jes. 8, 20. Das ist nun aber der Mangel, an dem die Gnadenzeit dieses Jahrhunderts, wie Hengstenberg wiederholt zeigte, von Anfang an krankte: man spielte zu viel mit der Schrift



und lebte zu wenig darin in heiliger Furcht. „Unter den Laien steht der Sinn für Schriftforschung in betrübendem Mißverhältniß zu der Ausdehnung der religiösen Erweckung; ein Mißverhältniß, das wohl kaum in ähnlicher Weise in der evangelischen Kirche vorgekommen ist und das mit andern Halbhkeiten . . . Hand in Hand geht und sie aus sich erzeugt. Wie selten bildet in Gesellschaften das Wort Gottes den Mittelpunkt! Wie selten tritt das Verlangen entgegen, in seine Tiefen eingeführt zu werden! . . . Gering ist leider unter den Geistlichen noch immer die Anzahl derer, die aus innerem Drange und ohne eine unmittelbare praktische Absicht in die heilige Schrift immer tiefer und bis in ihre verborgensten Tiefen einzudringen suchen; und doch erschließt sich die heilige Schrift wahrhaft nur einem solchen Streben; sie bleibt den Nützlichkeitsmenschen immer mehr oder weniger ein verschlossenes Buch. Nichts kann uns mehr zu solcher eindringenden Forschung antreiben, wie das Beispiel der heiligen Schriftsteller selbst. Das evangelische Schriftprincip bedarf keiner andern Stütze außer der, welche die heilige Schrift selbst darbietet. Es ist ergreifend und beschämend, zu sehen, wie ein David die Bücher Moses bis in ihre verborgensten Tiefen durchforscht hat; wie er überall sich auf sie gründet und an sie anschließt; wie die späteren Psalmenfänger auf David ruhen; wie die Propheten alle an Moses und die späteren an den früheren hängen; wie der Herr selbst im Alten Testament einheimisch ist, daraus seine Waffen entnimmt gegen den Satan, aus ihm am Kreuze zagt und klagt und hofft, und noch mit seinem letzten Worte sich darauf bezieht; wie die Evangelisten und die Verfasser der Briefe überall aus dem Alten Testament schöpfen in einer Weise, welche zeigt, daß es der beständige Gegenstand ihres Sinnens war. Ebenso muß uns das Beispiel Luthers zur Beschämung dienen, welcher in den Tischreden sagt: Ich habe nun etliche Jahre her die Bibel jährlich zweimal ausgelesen, und wenn sie ein großer, mächtiger Baum wäre und alle Worte wären Aestlein und Zweige, so habe ich doch an allen Aestlein und Reislein angeklopft und gerne wissen wollen, was daran wäre und was sie vermöchten, und allezeit noch ein paar Aepfel oder Birnlein heruntergeklopft.“ (Ev. Rzt. 1845, S. 442 f.) Davon kommt der Jammer, daß jeder theologische Landstreicher jetzt der deutschen Kirche ihre Bibel abschwätzen und ganz oder zum Theil zweifelhaft machen kann: sie hat der heiligen Schrift nicht die volle Ehre gegeben, die ihr als Gottes Wort gebührt, sondern nach der „Wissenschaft“ und andern Blüthen des Fleisches geschielet. Den modernen Theologen ist alles fraglich geworden; die „gläubigen“ Theologen der Neuzeit haben die alte Inspirationslehre aufgegeben und stehen darum nicht mehr in gewissem Glauben auf dem ewigen Felsen, weil sie das feste prophetische und apostolische Wort nicht ihre einzige Erkenntnißquelle sein lassen wollten. „Wir sagen mit Fleiß: die reichste, nicht die einzige“ Quelle der Erkenntniß hat die Kirche an der heiligen Schrift, betonte die

Erlanger Zeitschrift (11, 36) schon frühe. Sie hat ihren Schatz nicht ganz in der Schrift gefunden; darum hat sie ihn ganz verloren. Wenn Luthardt sagen muß: „Das sind die beiden Hauptfragen der Gegenwart, die beiden bestrittensten Sätze der christlichen Lehre: die Frage von Christo und die Frage von der heiligen Schrift. Ist Christus der Sohn Gottes? Ist die Schrift das Wort Gottes?“ (Apolog. Vortr. II, 135.) — so hat er damit schon ausgesprochen, daß die Gegenwart, welche in diesen christlichen Grundlehren noch etwas Fragliches sieht, vom Glauben gefallen ist. Die „gläubige“ Theologie hat selbst Luthers Mahnung an die Rathsherrn verachtet: „Lieben Deutschen, kauft, weil der Markt vor der Thüre ist! Sammelt ein, weil es scheint und gut Wetter ist! Braucht Gottes Gnade und Wort, weil es da ist! Denn das sollt ihr wissen, Gottes Wort und Gnade ist ein fahrender Plagregen, der nicht wieder kommt, wo er einmal gewesen ist. Er ist bei den Juden gewesen; aber hin ist hin; sie haben nun nichts. Paulus brachte ihn nach Griechenland; hin ist auch hin; nun haben sie den Türken. Rom und lateinisch Land hat ihn gehabt; hin ist hin; nun haben sie den Pabst. Und ihr Deutschen dürft nicht denken, daß ihr ihn ewig haben werdet; denn der Undank und die Verachtung werden ihn nicht lassen bleiben.“ Sobald die Theologen auf den Schleiermacher'schen Geist hörten, saßen sie nicht mehr in der Schrift, sondern daneben. Ebenso wie Adam und Eva den Geist Gottes verloren, sobald sie dem Geiste des Abgrunds Raum gaben, so mußten die Theologen auch das Verständniß für die Sprache des Heiligen Geistes verlieren, sobald sie nicht mehr an der Quelle des Geistes knieten, wie Dr. Höfling einem Rationalisten selbst entgegenhielt: „Ist die heilige Schrift wirklich das, wofür sie sich selbst ausgibt und wofür sie von jeher in der christlichen Kirche gehalten wurde, nämlich das Wort Gottes, das Werk des Heiligen Geistes, so versteht es sich von selbst, daß ihr wahres Verständniß nur denjenigen aufgehen kann, welche der Wirksamkeit dieses Geistes bei sich Raum geben, und daß es dagegen allen verschlossen bleiben muß, welche durch unheiligen Hochmuth, durch Unbußfertigkeit und trotzigen Selbständigkeitsdünkel den Heiligen Geist von sich abweisen.“ (Beleuchtg. des Daumer'schen Sendschr. 1832, S. 54 f.) Den offenen Feinden konnte er sagen: „Die wichtige Frage, um die es sich handelt, ist die, ob wir sie als das Buch der Bücher, als das Wort Gottes, als die untrügliche Erkenntnißquelle der einzig wahren Religion zu betrachten haben oder nicht.“ Er mußte ihnen aber auch bezeugen: Wäre es so, „daß vieles in der Bibel irrig, ungereimt und unwürdig ist, könnten wir die heilige Schrift wirklich nicht mehr im Sinne älterer Zeiten für göttlichen Ursprungs halten, auf sie in Hinsicht der höchsten Interessen unsers Geistes unser unbedingtes Vertrauen setzen und sie als höchste Richterin in Glaubenssachen anerkennen, dann sähen wir in der That nicht ein, was sie uns noch mehr sein sollte als irgend ein anderes menschliches Buch und wie die positive Religion an ihr eine nur



einigermassen haltbare Stütze noch haben könnte. Mit dem göttlichen Ansehen der Bibel steht und fällt das Christenthum.“ (S. 42.) Also kein Christenthum ohne Bibel und keine Bibel mit Irrthümern! Man kann ihre göttliche Rede aber nur inne werden, wenn man sich ganz von dem Geiste bearbeiten läßt, der durch sie redet. Wir müssen alles das, was Gott uns vorlegt, mit heiliger Furcht und Begier annehmen, nichts im eigenen Dünkel als unnütz wegschieben, sondern zusehen, wie in der Schrift Eines das Andere erklärt und bekräftigt, und sich das, was Gott an einzelnen Heiligen und was er an seinem ganzen Volke thut, wunderbar verpflichtet. Alle menschlichen Studien, selbst das Sprachstudium, dienen der Schrifterklärung nur insoweit, als sie der Geist Gottes selbst in seinen Dienst nimmt, wie einst das homil.-lit. Corresp.-Blatt von den gelehrten Rationalisten schrieb: „Sie mögen hier und dort ein hebräisches Wurzelwort richtiger bestimmen als Luther und Melancthon; aber weh ihnen, daß sie die Wurzel Jesse, die Wurzel des ewigen Lebens nicht kennen! Sie werden vielleicht die Regel vom spiritus asper und lenis genauer inne haben als jene; aber den Geist, der da lebendig machet, den Heiligen Geist haben und begehren sie nicht. Sie wissen allenfalls besser, was Paulus für Sandalen getragen hat; aber der Sinn und Wandel des Mannes ist ihnen verborgen. Sie besitzen wirklich eine tiefere Einsicht in die Kräuterbrühe, mit welcher das Passahlamm genossen wurde; aber von dem Blut der Versöhnung ist ihnen nichts mehr bekannt. Sie können vielleicht sieben Dialecte zu Hülfe nehmen, um das Wort Hosianna radical zu erklären; aber sie rufen es nicht mehr dem Könige der Ehren zu, sondern nur etwa sich selbst unter einander. Sie sind etwa im Stande, einem Stein im Brustschildlein des Hohenpriesters einen richtigern deutschen Namen zu geben, aber das göttliche Licht und Recht, christliche Erleuchtung und Redlichkeit wohnt nicht in ihrer Brust. O, es ist etwas Armseliges, Klägliches und Schädliches um einen Ausleger der heiligen Schrift, um einen Magister der sieben freien Künste und Doctor der Theologie, der in der Schrift bloß Menschenwort und in dem Könige der Wahrheit und Richter der Lebendigen und der Todten bloß einen jüdischen Rabbiner sieht! — der wie ein Holzhacker nur ans Umhauen des heiligen Haines, wie ein Fleischer nur ans Abschlachten des Lebendigen, wie ein Pfeifer nur ans Produciren seiner eigenen Kunst, wie ein Taschenspieler nur ans Verbergen seiner Griffe und Kniffe, wie ein Kirchenräuber nur ans Ausleeren des Heiligthums denkt und die Weisheit seiner Nase höher anschlägt als das Wort des Heiligen Geistes! Es ist jammervoll anzusehen, wenn ein solcher sich breit auf seinen Ratheder hinpflanzt und anfängt, rechts und links aus dem Neste fallen zu lassen, die jungen Leute aber schnappen seinen Unrath mit ihren Hesten auf, als wären's eitel Goldstücke und Edelgesteine!“ (1830, S. 824 f.)

G. G.

(Schluß folgt.)

(Eingefandt.)

**Dreiundzwanzig theologische Aphorismen.**

(Walthers Auffatz: „Die falschen Stützen der modernen Theorie von den offenen Fragen“ [L. u. W. XIV.], entnommen.)

1. Wo die Schrift redet, da redet die wahre Kirche.
2. Die Stimme der Schrift ist die Stimme der Kirche.
3. Das wahrhaft Kirchliche ist immer biblisch, und das wahrhaft Biblische ist immer kirchlich.
4. Die lutherische Kirche ist ein Theil der alten Bibelfirche.
5. Unser ganzer Glaube ist nicht in den Symbolen, sondern allein in der Bibel zu finden.
6. Biblisch und lutherisch sind uns identische Begriffe.
7. Nicht jede wahre Bibellehre ist lutherisch-symbolisch, aber deswegen doch lutherisch-kirchlich.
8. So theuer und werth einem jeden Lutheraner die unvergleichlich herrlichen Bekenntnisse seiner Kirche sind, so läßt er sie sich doch nimmermehr zur Lutheranerbibel machen.
9. „Patres fuerunt lumina, non numina, indices, non judices, ministri, non magistri.“ (Gerhard.)  
(Die Väter waren Lichter, nicht Götter, Lehrer, nicht Richter, Diener, nicht Meister.)
10. „Quicquid in Cypriani scriptis sacrarum literarum auctoritati congruit, cum laude ipsius recipio; quod non congruit, cum pace ipsius rejicio.“ (Augustinus.)  
(Alles, was in Cyprians Schriften mit der Autorität der heiligen Schrift übereinkommt, nehme ich mit seinem Lobe an, was nicht damit übereinstimmt, verwerfe ich mit seiner eigenen Erlaubniß.)
11. „Bibliothecae Patrum sunt perlustrandae oculo caritatis.“ (Kromayer.)  
(Die Bibliotheken der Väter sind mit Liebesaugen zu durchmustern.)
12. „Du kannst nicht sprechen: Ich will christlich irren. Ein christlicher Irrthum geschieht aus Unwissenheit.“ (Luther.)
13. Die Norm aller Lehre sind nicht menschliche Schriften, sondern allein Gottes Wort.
14. Amicus Plato, amicus Socrates, amicus Lutherus, amicus Gerhardus, sed magis amica veritas, magis amica Scriptura Sacra.  
(Lieb ist mir Plato, lieb ist mir Socrates, lieb ist mir Luther, lieb ist mir Gerhard, aber lieber die Wahrheit, lieber die Heilige Schrift.)
15. „Die Frage ist nicht vom Eventu, ob alle verdammt werden, die einen Irrthum hegen, sondern von der inneren Qualitate und ob dieser Irrthum an und für sich unter göttlicher Doctrinal-Verdammung liege.“ (C. B. Löschner.)



16. Die Dunkelheit der Schrift ist nicht eine objective, sondern subjective.

17. Die Schrift ist die vollständige Offenbarung des Weges zur Seligkeit.

18. „Man muß zwischen einer totalen und partiellen Dunkelheit der Heiligen Schrift unterscheiden.“ (Pfeiffer.)

19. „Die Schrift ist dunkel per accidens, nämlich dem erkennenden Subject, welches nicht recht disponirt oder ausgerüstet ist.“ (Pfeiffer.)

20. „Es gibt in der Schrift noch viele aufzuhellende Stellen.“ (Walthers, Lehre und Wehre XIV, 301. Luther V, 456—461.)

21. „Die Schrift hat nicht mehr denn Christum und christlichen Glauben in sich.“ (Luther.)

22. Nur ein Vorurtheil war ohne Zweifel die Wolke, die sich zwischen Johann Gerhard und die Schrift verdeckend einschob, was die Lehre vom Sonntag betraf. (Nach Walthers.)

23. Keine Glaubenslehre ist mißverständlich in der Schrift geoffenbart. —

Mit der Feder in der Hand habe ich den überaus herrlichen Aufsatz Walthers: „Die falschen Stützen“ 2c. gelesen. Beim Durchsehen meiner Notizen, bemerkte ich, daß ich eine ganze Anzahl geflügelter Worte, Axiomata, Aphorismen gesammelt hatte. Diese handlich zu haben und vielleicht andern Brüdern damit auch zu dienen, hat mich veranlaßt, sie unserer „Lehre und Wehre“ zu geben. Wie gut es ist, solche Aphorismen zu haben, sagte Dr. Walthers irgendwo einmal mit den Worten: „Man sammle sich insonderheit die zahllosen Axiomata, geflügelten Worte, Canones, Sprüche wörter u. dgl., die oft eine ganze Welt göttlicher Gedanken enthalten.“

Aug. Schöppler.

## Vermischtes.

„Der Kirchenvater des 19. Jahrhunderts.“ Schleiermacher wurde auch wieder auf der diesjährigen Brandenburger Provinzialsynode der Kirchenvater des 19. Jahrhunderts genannt. D. Flügel characterisirt diesen „Kirchenvater“ in einer Zuschrift an die „Deutsche Ev. Kirchenzeitung“ also: „Als Denker war Schleiermacher Atheist oder, wenn man es lieber hört, Pantheist. Der Pantheismus ist aber, wie H. Heine mit Recht bemerkt, ein verschämter Atheismus. Was Schleiermacher in seiner Dogmatik Gott nennt, ist nicht Gott im Sinne des Christenthums, sondern ist nur die Einheit der Welt, so wie der Begriff Getreide die Einheit ist von Roggen, Weizen, Gerste, Hafer 2c. Hinsichtlich der Unsterblichkeit ist Schleiermacher Materialist, der die Seele und deren persönliche Fortdauer leugnet.“

Als Moralist ist Schleiermacher Naturalist, der keinen absoluten Unterschied von Gut und Böse zuläßt, dem Physik und Ethik identisch ist. Will sich jemand überzeugen, durch welch logisch fehlerhaftes Denken Schleiermacher zu diesen Ergebnissen gelangt ist, der lasse sich nicht durch Schleiermachers Worte beirren und halte sich nicht an die gewöhnlichen Darstellungen seiner Lehre, sondern studire Thilo: Die Wissenschaftlichkeit der modernen speculativen Theologie. Man wird dann finden, wie recht Taute (Religionsphilosophie II, 39) hat: „Schleiermacher hat ein dialectisches Behrfieber in die christliche Theologie und Kirche gebracht, an welchem beide, falls das Princip herrschend würde, langsam sterben müßten.“ — So weit Flügel. Ein „Vater“ des 19. Jahrhunderts ist Schleiermacher allerdings. Nur ist er kein „Kirchenvater“, sondern ein Vater der moderneren Theologie, insofern diese die christliche Lehre nicht aus der Schrift entnehmen, sondern aus dem „frommen Subject“ u. entwickeln will. Schleiermacher wollte alles aus dem frommen „Gefühl“ ableiten. Das ist der Grundirrtum auch der modernen „lutherischen“ Theologie, wie sie von einem v. Hofmann, Frank und ihren Nachfolgern vertreten wird. Schleiermacher ist der Bahnbrecher für die Entwicklung des Christenthums aus dem „Ich“ des Theologen. Nicht mehr durch das objectiv gewisse Wort Gottes, wie es in der Heiligen Schrift vorliegt, hält das Christenthum seinen Einzug in die Welt, sondern — wie Böhl\*) es ausdrückt — „das menschliche, fromme Bewußtsein ist die Thür, durch welche die göttlichen Gedanken ihren Einzug halten in die Welt. Alles, was sich in der heiligen Schrift für göttlich ausgibt, muß sich hier legitimiren“. Ob man dies falsche Princip der Theologie mit Schleiermacher „frommes Gefühl“, oder mit den moderneren Lutheranern „christliches Bewußtsein“, „erleuchtete Vernunft“, „wiedergeborenes Ich“, oder sonstwie nennt, verschlägt nichts. Es liegt ein principieller Abfall von der christlichen Weise, geistliche Dinge zu erkennen und zu lehren, vor.

F. P.

## Literatur.

**Theological Quarterly.** Published by the Lutheran Synod of Missouri, Ohio, and other States. Vol. I. No. 1. January, 1897. St. Louis: Concordia Publishing House. Preis: \$2.50 pro Jahr; für Abonnenten der „Lehre und Wehre“ \$2.00.

Wie die meisten Leser der „Lehre und Wehre“ wohl schon aus dem „Lutheraner“ gesehen haben, ist die theologische Zeitschrift in englischer Sprache, welche die letzte Delegatensynode herauszugeben beschloßen hat, nun zu haben. Sie erscheint vierteljährlich als Heft von 128 Seiten Großoctav und bietet somit in jeder Nummer Raum für die gründliche Erörterung wichtiger Fragen auf fast jedem Gebiete der Theologie. Die uns vorliegende erste Nummer bringt gleich unter der

\*) Dogmatik. 1887. Vorrede, XXX.



Rubrik: "Doctrinal Theology" als ersten Artikel: "What is Theology?" Die zweite Rubrik: "Exegetical Theology" läßt einen Artikel mit der Ueberschrift: "The Genesis of New Testament Greek" folgen. In der Abtheilung: "Historical Theology" weist der Artikel: "Calvin and the Augsburg Confession" schlagend nach, daß Calvin in Straßburg nicht die Variata, sondern die ursprüngliche Augustana unterschrieben hat. Die vierte Abtheilung: "Practical Theology" bietet 38 Seiten Lesestoff, der sich vertheilt auf die drei Artikel: 1. "Public Worship in the Lutheran Church," 2. "A Short Exposition of the Small Catechism of Dr. Martin Luther," 3. "Outlines of Pastoral Theology." Der letztgenannte Artikel ist eine Uebersetzung der Paragraphen der Walther'schen Pastoraltheologie und der vorletzte eine Uebersetzung des von unserer diesjährigen Delegatensynode angenommenen neuen Katechismus. Die fünfte Abtheilung: "Theological Review" enthält auf 38 Seiten lehrreiche Recensionen verschiedener theologischer Erscheinungen auf dem englischen Büchermarkte. Die letzte Rubrik: "The Pulpit" ist vertreten durch eine Predigt von G. A. R. über das Evangelium des sechsten Sonntags nach Trinitatis. Alle Artikel in den fünf ersten Rubriken hat Prof. Gräbner geschrieben. — Möge nun diese neue Zeitschrift, deren Inhalt ebenso interessant als gediegen und gesund ist, eine weite Verbreitung gerade auch innerhalb der rechtgläubigen deutsch-americanisch-lutherischen Kirche finden. Auch neben „Lehre und Wehre“ und andern Zeitschriften wird sie in unserer Mitte noch Raum und Gelegenheit haben, viel Segen zu stiften. Der eigentliche Zweck derselben wird aber dann am besten erreicht werden, wenn sie in die Hände vieler Theologen und Prediger englischer Synoden unsers Landes gelangt. Wer nun dazu beiträgt, daß dies geschieht, leistet der göttlichen Wahrheit, der Kirche des reinen Wortes und den wahrheitsarmen englischen Kirchengemeinschaften unsers Landes einen großen Dienst.

F. B.

## Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

### I. America.

**Ohio-Synode.** Es liegt wieder eine Kundgebung über das ohio'sche Schiboleth, daß Bekehrung und Seligkeit nicht allein von Gottes Gnade, sondern in gewisser Hinsicht auch von dem Verhalten des Menschen abhängen, vor. In der „Kirchenzeitung“ vom 7. November wird zugestanden, daß dieser Ausdruck bei einem früheren treu-lutherischen Lehrer wohl nicht gefunden werde. Das verschlage aber nichts. Neue Zeiten erfordern neue Ausdrücke. Es wird daran erinnert, daß Athanasius, jener bekannte Vater der Rechtgläubigkeit, zur scharfen Ausprägung der rechten Lehre von Christi Person dem Irrthum der Arianer gegenüber den bis dahin fast gar nicht gebrauchten Ausdruck „wesensgleich“ in Aufnahme brachte. So hat nun zu unserer Zeit Prof. Stellhorn von Columbus, der Vater der ohio'schen Rechtgläubigkeit, zur Bezeichnung der rechten Lehre von der Bekehrung den Ausdruck gebraucht, daß die Bekehrung nicht allein von Gottes Gnade, sondern in gewisser Hinsicht auch vom Verhalten des Menschen abhängen. In diesem Satze sammeln sich die Strahlen der ohio'schen Rechtgläubigkeit dem „missourischen Irrthum“ gegenüber. Mit diesem Satz ist der ohio'sche pater orthodoxiae dem „versteckten, verfeinerten calvinistischen Irrthum“ „bis in die innersten Schlupfwinkel“ nachgegangen! — Es ist uns wahrlich herzlich leid, daß die Ohio-Synode auch fernerhin hinter der Stellhorn'schen Fahne einher marschiren will. Wir schämen uns, daß eine Synode, die doch noch den lutherischen Namen trägt, den ganz miserabeln, von jedem Christen sofort als irrig erkannten Satz, daß des Menschen Bekehrung und Seligkeit nicht allein von Gottes Gnade zc. abhängen, mit dem „wesensgleich“ parallelisirt und zum lutherischen Schiboleth unserer Zeit machen will. So entsetzlich bitter rächt es sich, wenn man

sich hat hinreißen lassen, wider die klar bezeugte Wahrheit zu streiten. Bei Prof. Stellohorn herrscht auch, abgesehen von seinem grundstürzenden Irrthum, eine völlige intellectuelle Verwirrung. Er sagt z. B. in dieser neuesten Rundgebung: „Der missourische ‚Lutheraner‘ und die missourische ‚Lehre und Wehre‘ haben dem gegenüber nichts anderes zu thun vermocht, als die alte Unwahrheit wiederholen, Ohio lehre, daß der Mensch sich selbst, wenigstens zum Theil, bekehren und selig machen könne und müsse.“ Wir fragen: Wie kann Missouri und irgend ein Mensch in der Welt zu einer andern Ansicht von Ohios Lehre kommen, da nach Ohio'scher Lehre die Bekehrung und Seligkeit nicht allein von Gottes Gnade, sondern in gewisser Hinsicht auch von dem Verhalten des Menschen abhängen soll? Wird das „allein aus Gnaden“ bei der Bekehrung und Seligkeit negirt, so bleibt nichts anderes übrig, als daß „der Mensch sich selbst, wenigstens zum Theil, bekehre und selig mache“. Tertium non datur.

F. P.

**General Council.** Der schottische Schriftsteller Dr. John Watson („Jan MacLaren“) will nebenbei auch einen Bund gründen, der von einem Glaubensbekenntniß gänzlich absieht und sich einzig und allein um ein „Lebensbekenntniß“ (life-creed) schaaren will. „It (the life-creed) can be adopted by any one who wishes to follow Christ, whatever his doctrinal belief.“ Dazu bemerkt Dr. Krotel im „Lutheran“ vom 17. December: „Wir glauben, daß auf eines Menschen Glaubensbekenntniß sehr viel ankommt. Kein Mensch hat ein Recht, in Bezug auf die Lehre gleichgültig zu sein. Der größte Theil des öffentlichen Amtes unsers Heilandes war dem Lehren gewidmet, und ein großer Theil seines Lehrens bezog sich auf den Glauben. Die Apostel hielten es für äußerst wichtig, Glaubenslehren in ihren Predigten und Briefen zu lehren, und immer und immer wieder lassen sie erkennen, daß sie darauf aus waren, ebensowohl die Menschen gesund im Glauben zu machen, als reich an Liebe und guten Werken. Christus und seine Apostel hätten sich viel Zeit und Arbeit sparen können, wenn sie ihr Lehren auf das Minimum Moral hätten beschränken wollen, womit manche Leute sich begnügen.“ (Vor allen Dingen: dann hätte Christus nicht für die Menschen zu sterben brauchen.) „Wie verkehrt ist all dies Gerede von einer Inszenirung, eines Kreuzzuges, um der Welt den wirklich lebenden Christus wieder zu geben!“

F. P.

**Ueber „Synodal-Taxen“** schreibt das „Kirchenblatt“ von Philadelphia: Können den Gemeinden Taxen auferlegt werden? Nimmermehr. Die Gemeinden müssen zu allererst für sich selber sorgen. Sie sollen für Pastor, Lehrer, Kirchendiener, für Kirche, Schule und Pfarrhaus und was ihnen sonst Gott der Herr zugewiesen hat, sorgen. Das ist ihre erste Pflicht. Dann aber sollen die Gemeinden nicht vergessen, daß sie auch außerhalb der eigenen Gemeinde Gottes Reich mit bauen helfen sollen. Da ist die Sache der Predigererziehung, die Waisen-, Wittwen- und Altenversorgung, die einheimische Mission und die Heidenmission. Eine einzelne Gemeinde kann diese Anstalten nicht im Gange halten, wohl aber können das die Gemeinden als ein Ganzes. Darum sollte jede Gemeinde willig und gern ihr Opfer bringen. Das Opfer jedoch erzwingen wollen, führt nicht zum Ziele. Solche Opfer mag der Herr gar nicht. Leider haben wir auf unsern Synoden Stimmen gehört, wonach man Pastoren und Gemeinden vorfordern und zur Rechenschaft ziehen will, wenn sie nicht die volle Summe der von einer Committee ihnen gemachten Auflage abliefern. Die Redner sprachen so deutlich, daß kein Mensch sie mißverstehen konnte. Statt die rechte Belehrung zu geben, statt die Herzen warm zu machen, daß sie freudig opfern, wird ungefragt eine Taxe auferlegt. Dagegen



sträubten sich die meisten Pastoren und Gemeinden. Sie protestirten wohl nicht, aber sie griffen es practisch an: sie brachten die Summe nicht. Damit war auch die Sache abgemacht. Jetzt aber soll es ernst werden: man will die volle Summe nicht bloß verlangen, sondern die Pastoren zur Rechenschaft ziehen. Gerade die Gesetzesgelehrten betonten dieses Recht der Synode. Wir bestreiten dieses Recht irgend einem christlichen Körper: erst eine Auflage zu machen und dann die Bezahlung zu fordern, ohne daß die Gemeinde darum befragt wurde. . . . Gewiß sollen die Pastoren und die Gemeinden ermuntert werden, Opfer zu bringen. Es könnte und sollte noch viel mehr geschehen. Auch die Professoren, die Anstaltspfarrer und die alten Pastoren dürften mit in der Liste aufgeführt werden und jeder dürfte eine persönliche Gabe geben zur Aufmunterung Anderer, sei es wenig, wenn er arm ist, oder viel, wenn er reich ist. Aber Pastoren und Gemeinden sollten nicht „getarnt“ werden, sondern freiwillig ihre Auflagen selber machen.

**General-Synode.** Innerhalb der General-Synode ist ein neues deutsches Blatt, „Lutherischer Zion's Bote“, ins Leben gerufen worden. Der Hauptredacteur ist Pastor L. Neve. Hoeffentlich macht der „Lutherische Zion's Bote“ dem lutherischen Namen mehr Ehre als der „Lutherische Kirchenfreund“. F. P.

**Die Rechte der Frauen in der Kirche.** Hierüber hat Prof. Loy von Columbus einen Tractat geschrieben, dessen Inhalt in die folgenden Sätze gefaßt ist: „1. in dem Reich der Gnade, der Kirche im strengen Sinne, als einer Gemeinschaft der Heiligen, sind die Rechte der Weiber dieselben wie die aller andern armen Sünder, die durch Jesu Blut erlöst und durch Gnade Gottes Kinder geworden sind durch den Glauben an seinen Namen. — 2. Wenn Gläubige sich zusammenthun, um eine äußere Organisation zu bilden, haben nicht alle gleiche Rechte bei dem Aufstellen und Durchführen ihrer Verfassung (in establishing and conducting its government), was nach göttlicher Ordnung nicht den Weibern und Kindern, sondern den Männern zusteht. — 3. Das Gebot (injunction), welches Gott dem Weibe gibt, stille zu sein in der Kirche, bezieht sich auf jede öffentliche Thätigkeit, welche Männer zu lehren oder Herr derselben zu sein in sich schließt. — 4. Die practischen Schwierigkeiten, welche unter dieser göttlichen Ordnung eintreten mögen, müssen gelöst werden in ehrfurchtsvoller Unterwerfung unter ihre Bestimmungen, nicht in unehrerbietigem Versuche, dieselben aufzuheben oder zu umgehen.“ F. P.

**Die Bibel in den Staatschulen Wisconsins.** Einer hiesigen politischen Zeitung entnehmen wir die folgende Notiz: Aus Wisconsins Staatshauptstadt meldet eine Correspondenz: Die Vertheilung der Steuern unter den Schulen des Staates wird für ungefähr fünfzehn Towns eine bittere Enttäuschung bringen, da in den Schulen dieser Ortschaften und Districte im vergangenen Jahre Religionsunterricht gegeben wurde und jene Schulen sich dadurch des Antheils an der Staats-Schulsteuer verlustig gemacht haben. Ein Gesetz des Staates verbietet, daß Religionsunterricht in den Volksschulen gegeben werde, und daß, wenn dies dennoch geschieht, jenen Schulen vom Staate keine Steuer-Unterstützungen zu Theil werden sollen. Diese Ortschaften sind in den Counties Bayfield, Columbia, Dane, Grant, Greene und Monroe gelegen. Es ist dies zum ersten Male in der Geschichte Wisconsins, daß einer Volksschule die Staats-Unterstützung aus dem angegebenen Grunde verweigert wird, und es werden die davon betroffenen Towns wahrscheinlich einen erbitterten Kampf gegen diese Entscheidung des Staats-Schulsuperintendenten führen. Letzterer gründet seine Entscheidung auf ein Urtheil des Obergerichts des Staates in dem bekannten „Bibelfall“ und ist entschlossen, das Gesetz scharf durchzuführen. In dem Bibelfall hatte das Obergericht des Staates entschieden, daß das Lesen der Bibel in der Schule als confessioneller Unterricht zu erachten sei.

## II. Ausland.

**Fabrifarbeit und Dienstbotenstand.** Das „Sächsishe Kirchen- und Schulblatt“ schreibt: „Gegenüber der in Sachsen alles verschlingenden Industrie, die einen tüchtigen Dienstbotenstand gar nicht mehr aufkommen läßt (zwei neue große Rammingarnspinnereien treten nächstens in der Zwickauer Gegend in Betrieb, eine ältere ist beträchtlich erweitert), hat Pfarrer Schiller in Friedrichsgrün seine Confirmandinnen für das Dienen zu gewinnen gesucht. Ein großer Theil der nächstjährigen Confirmanden und Confirmandinnen hat sich auch bestimmen lassen, Ostern 1897 möglichst in einem Ort der Ephorie Zwickau in Dienst zu gehen. Der evangelische Arbeiterverein in Friedrichsgrün hat eine Dienstvermittlungsstelle eingerichtet, bei der kostenlos Arbeitgeber (nur Dienstherrn) und Arbeitnehmer (nur dortige Confirmanden) nachgewiesen werden. Wird es auch so werden, daß ein Theil der Mädchen nur kurze Zeit in dem Dienst bleibt und dann doch wieder in die Fabrik läuft, so werden solche Wege immerhin von großem Segen sein. Wir erblicken in dem Herabsinken unsers sächsischen Volkes zu einem fast vorherrschend der Industrie ergebenden Volke einen großen Schaden. Die zunächst uns schwer treffende Wahl McKinleys zum Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika kann als ein Damm nach dieser Seite am Ende nur begrüßt werden.“

**Ohne Pabst kein Pabstthum.** Das „Sächsishe katholische Kirchenblatt“ schreibt: „Für uns Katholiken ist die ganze Idee der englischen Nationalkirche“ (die von dem letzten anglicanischen Kirchencongreß in Aussicht genommen worden ist) „weiter nichts als die neueste und hoffentlich letzte verzweifelte Anstrengung des englischen Protestantismus, ‚gegen den Stachel anzuschlagen‘. Es wird ein auf die Dauer vergebliches Bemühen sein. Außer Rom ist keine Einigkeit und ohne Einigkeit ist keine innere Festigkeit und ohne innere Festigkeit ist keine Weltkirche und auch nicht die britische Nationalkirche möglich. Insbesondere genügt dazu nicht die Nachahmung katholischer Gebräuche, welche in England an der Tagesordnung ist. So gut gemeint dieses Katholisiren auch sein mag, es bleibt eitel, so lange die Hauptsache fehlt, jene Selbstverleugnung, welche das Wesen des katholischen Bekenntnisses ausmacht, und welche sich äußert in der demüthigen Anerkennung der kirchlichen Autorität“ (das heißt, des Pabstes). „Ohne diese ist alles nur eine ‚ewige Lampe‘ ohne Sacrament.“ — So weit das katholische Kirchenblatt. Es hat von seinem Standpunkt aus ganz recht. Dem Pabstthum gegenüber gibt es nur ein Entweder — Oder. Entweder hat der Pabst mit seiner Forderung, daß ihm alle Christen unterworfen sein müßten, recht, und dann müssen ihm alle Christen den Pantoffel küssen, oder er hat nicht recht, und dann sprechen wir zu ihm: „Gott strafe dich, Satan!“ Compromisse kann man mit dem Pabste nicht schließen. Wenn die englische Staatskirche neulich bei dem Pabst um Anerkennung ihrer Weihen nachsuchte, so ist das eine unhaltbare Halbbeit.

F. P.

**Was in der englischen Staatskirche möglich ist,** trat bei dem diesjährigen Kirchencongreß, welcher in Shrewsbury versammelt war, wiederum zu Tage. Der Bischof von Lichfield erklärte als Präsident des Congresses in seiner Eröffnungsrede, daß die Kirche in unserer Zeit darnach streben müsse, das Gewissen gebildeter Leute zu befriedigen. Was für eine Bildung der Bischof im Auge hatte, geht daraus hervor, daß er Darwin als einen Mann hinstellte, dem die Kirche viel Dank schulde. Darwin habe die Weise zu deuten gewußt, wie der allmächtige Gott in seinem Werke vorgegangen sei. Hiernach ist der Bischof von Lichfield selber ein Darwinist, der weder einen Gott noch ein Gewissen kennt.

F. P.



**Ein Hindu und die Buddhismus-Schwärmerei in England.** Die „Deutsche Ev. Kirchenzeitung“ schreibt: In England haben verschiedene antichristliche Gruppen, von der allgemeinen Freiheit Gebrauch machend, sich die Aufgabe gestellt, den Evangelisten entgegen zu arbeiten und darum in den öffentlichen Parks am Sonntag-Nachmittage Versammlungen und Ansprachen zu halten. Auch am 4. October fanden solche statt. Ein junger Hindu, Vicepräsident des Vereins christlicher junger Männer in Madras, ging im Hyde-Park spazieren. Er hörte einen Engländer mit großem Feuereifer die Vorzüge des Buddhismus vor dem Christenthum preisen. Nach Beendigung seiner Rede bat der Hindu ums Wort und erhielt die Erlaubniß, zu sprechen, nachdem er versichert hatte, daß er kein Prediger sei. Der junge Hindu begann damit, daß er sagte, man könne den Vergleich zwischen zwei Religionen am besten dadurch ziehen, daß man sie von dem dreifachen Gesichtspunkt ihrer Unterweisungen in der Lehre, ihrer philanthropischen Handlungen und ihres moralischen und geistlichen Einflusses aus betrachte. In Bezug auf die Lehre scheine ihm die christliche weit über der buddhistischen zu stehen. Im Punkt der Wohlthätigkeit habe keine einzige Religion die Werke der christlichen auch nur annähernd erreicht; was die Nicht-Christen in Indien jetzt darin leisten, seien Nachahmungen der christlichen Thaten, die sie niemals aus eigener Initiative unternommen haben würden. Was endlich die Bildung des Characters anbetraf, so sei es keiner der in Indien herrschenden Religionen gelungen, solche ausgezeichneten Persönlichkeiten zu bilden, wie sie bei bekannten Christen zu sehen wären. Aus diesen Gründen, so schloß der Redner, glaube ich an die Göttlichkeit des Christenthums. Der englische Vertreter des Buddhismus war sichtlich überrascht durch dieses, dem seinigen so entgegengesetzte Zeugniß eines Hindu, der die Frage in seinem Heimathlande gründlich hatte prüfen und studiren können. So weit der Bericht der „Deutschen Ev. Kirchenzeitung“. Leider ist nicht angegeben, worin der junge Hindu den Vorzug der christlichen Lehre vor der buddhistischen fand. Darnach hätte man beurtheilen können, ob wir hier das Urtheil eines bekehrten Christen oder eines nur aus Vernunftgründen dem Christenthum wohlgesinnten Hindu haben. F. P.

**Die Baseler Mission in Westafrika.** Die „D. E. K.“ berichtet: Die Baseler Mission hatte trotz ihrer schweren Verluste noch nie innerhalb Jahresfrist so viele Todesfälle zu beklagen als 1895—1896, seit ihrem letzten Jahresfest. Es starben eine Schwester, zwei im Bausach thätige, sechs der Missionshandlung zugehörige und zwei ordinirte Brüder, zusammen 11 Glieder des Geschwisterkreises auf der Goldküste, fünf von ihnen nach ganz kurzem Aufenthalt in Africa. Dazu kommt der Heimgang von Missionar Christaller, der nach zehnjährigem Missionsdienst auf der Goldküste, seit 1868 in die Heimath zurückgekehrt, für die Mission durch seine Arbeiten in africanischen Sprachen unermüdlich thätig gewesen ist. Durch seine treffliche Uebersetzung der Bibel in die Tschisprache hat er der Mission einen unschätzbaren Dienst geleistet. Bei diesen schweren Verlusten der Baseler Missionshandlung auf der Goldküste hat die Committee in Basel mit großem Glaubensmuth doch beschlossen, auch diese Arbeit geduldig fortzuführen. Bei der Berathung darüber war die Erwägung ausschlaggebend, daß bei den verrotteten westafricanischen Zuständen schon die bloße Existenz eines Geschäfts, in welchem der Schnaps-handel und die berüchtigte europäische Unsitte verpönt sind, als ein mächtiges Zeugniß für das Christenthum wirkt. Auch der viel kleinere Kreis der Kamerun-Mission hat vier Glieder verloren. Der Gesamtzustand der Kamerun-Mission befindet sich aber in erfreulicher Entwicklung und Ausbreitung. Die Zahl der Missionsstationen beträgt jetzt sieben; es sollen noch zwei neue hinzukommen. Von einer Forschungsreise nach den südlichen Gegenden der Colonie wird berichtet:



„Unser Haupteindruck von der Reise war, daß die Thüren für unsere Missionsarbeit offen stehen und die Leute fast durchweg des alten Treibens überdrüssig sind und die Betrügereien der Fetischleute allgemein erkannt und verspottet werden.“

**Aus Japan.** Von den in etwas mehr als zwei Jahrzehnten in Japan eingeführten Neuerungen kann sich der Reisende, der die Hafenstadt Yokohama erreicht hat, sofort überzeugen. Denn die Eisenbahn führt ihn in einer Stunde nach der japanischen Hauptstadt Tokyo. Eisenbahnen und Telegraphenlinien durchziehen das ganze Land, in denen auch ein vorzüglicher Postdienst eingerichtet ist. Schornsteine von Fabriken, in denen die Maschinen neuester Erfindung arbeiten, ragen empor. Nicht nur in den kaiserlichen Palästen, auch in vielen Kaufläden, Werkstätten und Privathäusern leuchtet das electrische Licht in den größeren Städten. Die Pferdebahn fährt neben den japanischen Gefährten, die von ein oder zwei Läufern gezogen werden, durch die von einer bunten und fröhlichen Menschenmenge, Männern, Frauen und jungen Mädchen (die in Gesellschaft spazieren gehen) belebten Straßen der Hauptstadt, zu deren beiden Seiten die zierlichen Holzhäuser stehen, die mit ihren Veranden und weit überhängenden Dächern an die Schweizerhäuser erinnern. Neben der Landestracht sieht man schon vielfach die europäische Kleidung, die z. B. der Beamte anlegt, sobald er sein Haus verläßt. Im Innern desselben ist noch die seit Jahrhunderten übliche Einrichtung. Die Bewohner sitzen auf den mit feinen Strohmatte belegten Fußböden, schlafen auf dem Nacktensissen, um die kunstvolle Frisur zu schonen, und essen mit Stäbchen ihren Reis. Aber bei der Petroleumlampe studiert die auf dem Boden kauernde Jugend englische und deutsche Bücher. Americanisch und europäisch gebildete Aerzte practiciren in allen größeren Städten. Deutsche Gewehre und Kanonen und militärische Schulung verhalfen den Japanern zu ihren glänzenden Siegen über die Chinesen. Handel und Industrie haben sich durch die westländischen Einrichtungen gehoben und die Einführung der abendländischen Wissenschaft hat Japan zu hoher Bildung gebracht. Leider sind mit ihr allerdings auch die materialistischen und atheïstischen Ideen von Europa in das Inselreich Ostasiens gedrungen, und durch ihre modernen Kenntnisse erheben sich manche junge Japaner über die Alten und verletzen dadurch das bisher vorbildliche Pietätsverhältniß der Kinder zu den Eltern. Das Kriegsjahr mit seinen Aufregungen und Siegen und dem gesteigerten Ehr- und Nationalgefühl der Japaner hat, trotz der Massenverbreitung der Bibel in Japan, einen Rückgang in der Zahl der Christen und zum Theil vermehrte Feindschaft gegen das Christenthum zur Folge gehabt. Von 39,240 Communicanten ist im Jahre 1895 die Zahl auf 38,710 zurückgegangen und 30 Außenstationen haben vorübergehend aufgegeben werden müssen. Trotzdem gibt die Missionsstatistik über Japan erfreuliche Zahlen. Es muß nur bedacht werden, daß der erste evangelische Missionar Japan erst im Jahre 1859, also vor 37 Jahren, betrat. Und nun beträgt die Zahl der europäischen Missionare 231, die der unverheiratheten Missionsarbeiterinnen 225. Die Zahl der organisirten japanischen Christengemeinden beläuft sich auf 425, von denen bereits 80 sämtliche Kosten ihrer geistlichen Versorgung tragen.

(Missionsbl. für christl. Bildung 2c.)